

www.film-dienst.de · 60. Jahrgang · Sonderausgabe

FILM DIENST

DAS FILM-MAGAZIN

Thema: Kinderfilm

„GENERATION“ AUF DER BERLINALE



DIE WELT RETTEN

Das 26. Kinderfilmfest der „Berlinale“

„Elina“ („Elina – Som om jag inte fanns“)

ner hingenommen hätte, wurde zum spielerischen Ausdruck für entspannte Vorfreude und Toleranz.

Rätsel und Geheimnisse

Und in nahezu allen Fällen lohnte sich das Warten auf ein hervorragendes Programm aus insgesamt 14 langen Spielfilmen, die sich zumeist an Sieben- bis Neunjährige wandten; einige Filme, zumeist mit explizit politischem Hintergrund, eigneten sich eher für Zehn- bis Zwölfjährige und wurden dann auch weniger als „Kinderfilme“ annouciert. Dass ein Film wie „Lost Heaven“ („The Dangerous Lives of Altar Boys“, USA) von Peter Care ins Programm rutschte, demonstriert die Spannweite des selbstbewussten Angebots – aber auch die Gefahren und Fallstricke solcher „Offenheit“: Der 70er-Jahre-Alltag von vier katholischen Klosterschülern in einer US-amerikanischen Provinzstadt steht im Zentrum eines ebenso virtuos wie rigoros inszenierten Jugendfilms (für 14- bis 16-Jährige), der mit drastischen Mut- und Bewährungsproben, aggressiver, auf einer Zeichentrickebene kanalisierter Sexualität sowie dem Tod konfrontiert. Hier hätte es im Vorfeld mehr Transparenz und Informationen geben müssen, um Eltern wie Jugendliche vorzubereiten und Jüngere entsprechend auf für ihr Alter geeignetere Sujets zu verweisen. Dabei ist „Lost Heaven“ (hierzulande bereits im Video- und DVD-Angebot) ein vorzüglicher Jugendfilm, dessen Platzierung thematisch wie atmosphärisch durchaus Sinn machte, geht es hier doch, wie in vielen anderen Beiträgen auch, um Auf- und Ausbruch, vor allem um Desorientierung und Haltlosigkeit.

Kaum gegensätzlicher wirkt da ein Film wie der deutsche Beitrag „Der zehnte Sommer“ von Jörg Grünler, der das diametral entgegengesetzte Ende der formalen und narrativen Skala markiert: eine nicht unsympathische, aber allzu schön gefärbte Nostalgie-Geschichte um eine Kindheit im Sommer 1960, als der neunjährige Kalli mit Freunden einen Zoo gründen will und dabei die kleinbürgerlichen Grenzen (und Chancen) des bundesdeutschen Provinzalltags erforscht. Auch für Kalli ist das Leben der Erwachsenen voller Rätsel und Geheimnisse; er muss Verantwortung übernehmen, erkennen, dass Erwachsene nicht immer recht haben, und Mädchen sehr nett sein können – das alles freilich eher als oberflächliche Paraphrase einer betont unbeschwerten Kindheit und kindlich-verträumten Fantasie, was eine Ausnahme im Reigen weit tiefer lotender Standortbestimmungen von Kindern blieb, die

sich nicht zuletzt sogar an spirituelle, ja religiöse Vorgaben heranwagten.

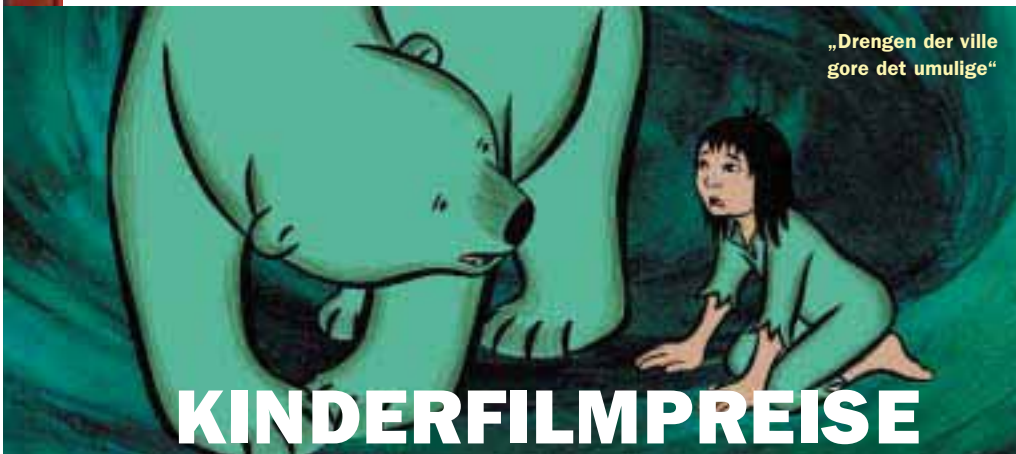
Liebe, Sehnsucht, Einsamkeit

„Es ist schwer, ein Mönch zu sein“, stellt der neunjährige DoNyeom in „Kleiner Mönch“ („Dong Sung“, Südkorea) von Kyung-jung Joo ernüchtert fest. Er lebt als jüngster Schüler in einem abgelegenen koreanischen Kloster und wird von seiner unstillbaren Sehnsucht nach seiner Mutter aufgezehrt, von der er hofft, dass sie ihn eines Tages abholt. Vor der Kulisse einer betörend schönen, vom Wechsel der Jahreszeiten geprägten Natur bündelt sich die ganze Einsamkeit des Jungen mit schmerzlicher Intensität. Wo ist mein Zuhause? Was ist der Weg? Was der richtige Platz im Leben? Für den Regisseur

ist dies kein Film über den Buddhismus, sondern über Liebe und Sehnsucht allgemein, doch die Kriterien sind wohl eher fließend. „Wenn du einen Schritt nach draußen tust, erreichst du die weite, weite Welt. Aber es gibt auch eine Welt, die du im Herzen trägst,“ erklärt einmal der alte Meister. Am Ende verlässt der kleine Mönch seine enge Welt und stapft allein durch den Schnee einem ungewissen, aber selbstbestimmten Leben entgegen. In die weiße Abstraktion eines gedankenvollen, überraschend zivilisationskritischen Polar-Märchens über die Selbstbestimmung des Einzelnen führt auch der visuell faszinierendste Film des Kinderfests: „Der Junge, der ein Bär sein wollte“ („Drengen der ville göre det umulige“, Dänemark/ Frankreich) von Zeichentrick-Altmeister Jannik Hastrup erzählt die mit zarten

Farben betörend schön hingetupfte Legende eines Eskimo-Jungen, der als Baby von einer Eisbären-Mutter als Ersatzkind groß gezogen wird. Von seinen leiblichen Eltern verzweifelt gesucht und zurückerobert, kann er den Menschen und der Zivilisation aber nichts mehr abgewinnen. „Wann ist man ein richtiger Bär?“, will er vom Berggeist wissen, der unter anderem antwortet: „Wenn man die Einsamkeit aushält.“ Und die ist dem Bären-Jungen dann immer noch lieber als der Unverstand der Menschen.

Wie einsam ein unverstandenes Kind sein kann, spürt man intensiv in „Elina“ („Elina – Som om jag inte fanns“, Schweden/Finnland) von Klaus Härö. Im Lappland des Jahres 1952 lebt die neunjährige Elina an der Grenze von Schweden und Finnland; sie kann den Tod ihres Vaters nicht verstehen und flüchtet immer wieder zur Zwiesprache mit ihm ins menschenleere Moor. Doch da Elina zur Schule muss und in ihrer neuen Klasse mit einer strengen Lehrerin konfrontiert wird, treten die Probleme deutlich wie unter einem Brennglas zutage: eine domestizierte, „unterworfenen“ Welt, in der die Menschen mit Disziplin und Strenge gegen ihre Wunden und ihre Trauer angehen, sieht sich dem Widerstand der Kinder ausgesetzt; in deren Gesichtern spiegeln sich ungebrochene Stärke und Selbstbewusstsein, und ein Sonnenstrahl scheint nicht nur die Leinwand zu füllen, wenn Elina nur einmal kurz lächelt. Wie ein Versprechen auf ein besseres Dasein huscht sie durch den streng aufragenden Birkenwald, wirbelt die äußere Erstarrung mit ihren „rebellischen“ Gedanken durcheinander. Einmal greift sie für eine Sekunde vertrauensvoll nach der Hand der Lehrerin, die ihr abrupt verweigert wird. Nicht nur Zuneigung, sondern in gleich hohem Maße Gerechtigkeit, Freundschaft und Respekt klagt Elina ein; doch was sie im grimmigen Machtkampf mit der Lehrerin erfährt, sind Unverständnis, Erniedrigung und Demütigung. Erst ganz allmählich spürt sie, dass sie geliebt und gebraucht wird, erringt die Solidarität ihrer Mitschüler; eines neuen Lehrers und vor allem ihrer Mutter. Die Welt, die sie in ihrem Herzen trägt, färbt doch noch auf ihre Umwelt ab.



KINDERFILMPREISE

KINDERFILMJURY „GLÄSERNER BÄR“

„Elina – som om jag inte fanns“ („Elina“) von Klaus Härö, Finnland/Schweden

LOBENDE ERWÄHNUNGEN

„Miss Entebbe“ von Omri Levy, Israel

„El viaje de Carol“ („Carols Reise“) von Imanol Uribe, Spanien/Portugal

BESTER KURZFILM („Gläserner Bär“)

„Le trop petit prince“ von Zoia Trofimova

LOBENDE ERWÄHNUNG KURZFILM

„Birju“ von Heeraz Marfatia, USA/Indien

ERWACHSENENJURY PREIS DES DEUTSCHEN KINDERHILFSWERKS

„Kald mig bare Aksel“ („Nenn mich einfach Axel“) von Pia Bovin, Dänemark

LOBENDE ERWÄHNUNGEN

„Elina – som om jag inte fanns“ („Elina“) von Klaus Härö, Schweden/Finnland

„Drengen der ville göre det umulige“ („Der Junge, der ein Bär sein wollte“) von Jannik Hastrup, Dänemark/Frankreich/Norwegen

SPEZIALPREIS KINDERHILFSWERK

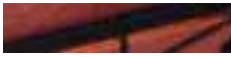
„Le trop petit prince“ („Der zu kleine Prinz“) von Zoia Trofimova, Frankreich

LOBENDE ERWÄHNUNG KINDERHILFSWERK

„Houdinis Hund“ von Sara Johnsen, Norwegen

In wirren Zeiten des Krieges

Ehrlichkeit, Vertrauen, Freundschaft – davon gibt es zu wenig in der Welt der Erwachsenen, vor allem in Zeiten, in denen sich die nur schwer zu begreifende Politik in den kindlichen Alltag einmischt. „Miss Entebbe“ (Israel) von Omri Levy spielt im Juni 1976 vor dem Hintergrund der Entführung des israelischen Passagierflugzeugs nach Enteb-



be. Die etwa 12-jährige Noa, ohnehin im Konflikt mit der Unaufrichtigkeit ihrer Eltern, entführt, quasi im Gegenzug, gemeinsam mit zwei Freunden einen palästinensischen Jungen aus der Nachbarschaft. Bald entwickelt sich Freundschaft und Zuneigung zu der hilflosen Geisel, und Noa erkennt, dass sich physische wie seelische Gewalt nie und nimmer mit Gegengewalt beantworten lässt. Im selben Alter ist Carol aus den USA, die in „Carols Reise“ („El Viaje de Carol“, Spanien/Portugal) von Imanol Uribe mit ihrer sterbenskranken Mutter in deren spanische Heimat kommt. Es ist die Zeit des Bürgerkriegs, und Carol gerät zwischen die politischen Fronten, die auch ihre Familie zerreißen. Wie auch das kindliche Publikum ahnt Carol nur die vagen Konturen des komplexen politischen Geschehens, bis ihr im Verlust eines gleichaltrigen Freundes schmerzvoll bewusst wird, wie sinnlos Gewalt und Machtmissbrauch sind; allenfalls zur langfristigen Stärkung ihrer inneren

Welt kann Carol solche Erfahrungen mit nach Amerika nehmen.

Bemerkenswert oft begegnet den Kindern die Religion als Orientierungspunkt im verwirrenden Koordinatensystem des Lebens. Nicht dass sie gläubig oder sich explizit mit Gott auseinandersetzen würden, sind es eher die Rituale des Glaubens, die sie faszinieren und die sie auf Sinn und Zweck hinterfragen. In dem amüsanten Film „Nenn mich einfach Axel“ („Kald mig bare Aksel“, Dänemark) von Pia Bovin geht es um die spielerische Begegnung eines Jungen mit dem muslimischen Glauben: Aksel findet es „cool“, ein Moslem zu sein, weil er dann in schicken Autos mitfahren und ein Goldkettchen tragen kann – dass es letztlich um weit mehr geht, erkennt Aksel in dem Maße, wie er hinter die Oberfläche blickt und ein Gespür für andere Religionen und Ethnien wie auch für Toleranz und Freundschaft entwickelt. Die zehnjährige Monica wünscht sich in

„Saint Monica“ (Kanada) von Terance Odette nichts sehnlicher, als in der kirchlichen Prozession ihrer portugiesischen Gemeinde in Toronto als Engel mitgehen zu dürfen. Ihre Sehnsucht nach den wunderbar weißen Engelsflügeln relativiert sich aber durch die Begegnung mit einer verwirrten alten Obdachlosen, die sich für die Heilige Maria hält, und veranlasst sie zu einem neuen Verantwortungsgefühl für sich und andere. Engelsflügel, Feen, sprechende Bären, einsame Schneelandschaften, Kloster und Moore – Kinder suchen immer wieder ihren ganz eigenen, oft auch einsamen Platz im jungen Dasein, um von dort aus mit viel Fantasie, aber auch mit Respekt, Liebe, Freundschaft und dem sicheren Gefühl, gebraucht zu werden, die Welt zu erkennen, zu meistern und, ja vielleicht auch zu retten. Kaum ein anderes Medium als das Kino findet dafür anrührende, spannende und witzige Geschichten – und im Kinderfilmfest der „Berlinale“ eine adäquate Plattform. **Horst Peter Koll**

ÜBERZEUGUNGSARBEIT



**Dieter Kosslick,
Thomas Hailer,
Maryanne Redpath**

Gespräch mit Kinderfilmfest-Leiter Thomas Hailer

Erst im Oktober 2002 übernahm der Filmdramaturg Thomas Hailer die Leitung des Kinderfilmfests der „Berlinale“ als Nachfolger von Renate Zylla. Für Programm und Organisation erntete der 44-Jährige großes Lob – der Berliner „Tagesspiegel“ nannte ihn gar den „kleinen Kosslick“. Mit 14 Lang- und 16 Kurzfilmen präsentierte das Kinderfilmfest eines der umfangreichsten Programme in seiner Geschichte.

Von Null auf Hundert: Wie haben Sie es geschafft, in so kurzer Zeit mehr als nur ein Notprogramm auf die Beine zu stellen?

Hailer: Ich hatte einfach Glück mit einem sehr kräftigen Produktionsjahr und einem fantastischen Angebot. Außerdem stand ein meinungsfreudiges Auswahlgremium an meiner Seite, eine neue Einrichtung und eine meiner wenigen Bedingungen bei Amtsantritt. Ich finde es wunderbar, Filme gemeinsam zu sichten, sich auszutauschen und so zu einer Auswahl zu kommen.

Das klingt recht bescheiden.

Hailer: Eigentlich nicht, aber ich komme ursprünglich vom Theater, bin also gelernter Teamsportler. Und wenn etwas auf der Welt Teamsport ist, dann ein Festival. Mit dem Ego des Herrn Direktor allein hat man noch nicht zehn Prozent der Miete. Wir können als Abteilung so gut sein wie wir wollen, ohne eine brillante technische Crew, eine kompetente Filmverwaltung oder eine kooperative Administration sind wir aufgeschmissen.

Gab es Budgetkürzungen?

Hailer: Wir verfügen über dasselbe Budget wie im vergangenen Jahr. Als Abwickler hätte ich mich auch gar nicht zur Verfügung gestellt.

Was ist die spezielle „Hailer-Handschrift“?

Hailer: Ich habe erst 120 Tage auf dem Buckel und mich als allererstes darum gekümmert, das beachtliche Niveau dieses Festivals zu halten. Fragen Sie mich im nächsten Jahr wieder.

Haben Sie die Vielzahl von spirituellen Filme bewusst ausgesucht, oder spiegelt die Auswahl eine Tendenz der 200 gesichteten Filme?

Hailer: Das hat sich so ergeben. Ich konnte nur staunend zuschauen, wie sich im Lauf des Sichtungsprozesses eine thematische Leitlinie ergeben hat, die sehr stark auf Spiritualität abhob. Kinder stellen Fragen an die Welt, landen bei Angeboten religiöser Systeme und klopfen sie ganz pragmatisch ab, um heraus zu finden, was nützlich für sie sein könnte. Das geht quer durch Weltreligionen, Länder und Wertesysteme.

Solche Entdeckungen sind aber aufs Kinderfilmfest beschränkt.

Hailer: Ich hoffe, dass möglichst viele der Filme den Weg auf die Leinwand finden und die Kinder auch nach dem Festival weiter ins Kino gehen.

Der Kinderfilm ist ein wichtiges Segment der deutschen Filmwirtschaft. Wieso finden sich nur ein Spielfilm („Der zehnte Sommer“ von Jörg Grünler) und ein Kurzfilm (Anne Wilds „Nachmittag in Siedlisko“) aus Deutschland im Programm?

Hailer: Wieso nur? Zwei von 30 Filmen ist auf einem internationalen Festival doch gar kein so schlechter Anteil. Ich hätte nichts dagegen gehabt, z.B. „Das fliegende Klassenzimmer“ zu sichten, aber der Premierentermin im Januar stand schon bei meinem Amtsantritt fest. Viele Produzenten sagen: „Wir machen Family Entertainment. Wenn wir das Ganze Kinderfilm nennen, schädigen wir unser Produkt.“ Das muss ich erst einmal akzeptieren. Aber mir kann niemand erzählen, dass eine Premiere im Zoo-Palast vor 1000 begeisterten Kindern die Vermarktungschancen von z.B. „Bibi Blocksberg“ eingeschränkt hätte. Der Kinderfilm muss aufgewertet werden. Die Skandinavier machen das mit der Förderung schlauer. Wenn dort nicht 25 Prozent des Geldes für Kinderfilm ausgegeben werden, sieht es für den Produzenten mit den anderen 75 Prozent schwarz aus. Das scheint zu motivieren. Es zählt zu meinen Aufgaben, in den nächsten zwei, drei Jahren Überzeugungsarbeit bei Verleihern und Produzenten zu leisten. Aber Sie können sicher sein, dass diese Sektion nie in „Family Entertainment-Fest“ umbenannt wird. **Das Gespräch führte Margret Köhler**

London im Jahr 1960. In das kleine Reihenhaus eines typisch britischen Arbeiterviertels zieht eine schwarze Familie aus Jamaika ein, misstrauisch beäugt von den vermeintlich „beseren“ Nachbarn. Zu allem Überfluss treiben die Fremden auch noch etwas Seltsames in ihrem schmalen, von hohen Ziegelsteinmauern umgrenzten Garten: Sie spannen ein Netz über das ohnehin winzige Grundstück. Begeben sie sich etwa freiwillig in Gefangenschaft, sperren sie sich eigenhändig in einen Käfig? Mitnichten, das genaue Gegenteil ist der Fall: Die Einwanderer sind enthusiastische Anhänger von Cricket, jenem urenglischen Spiel, das sie auch in ihrem neuen Zuhause nicht missen möchten, beschert es ihnen doch Spaß und Freude, familiären wie sozialen Zusammenhalt und damit Selbstbewusstsein und eine eigene Identität. Nichts täte der elfjährige jüdische Nachbarsjunge David lieber, als mit seinen neuen Nachbarn zu spielen. David ist alles andere als eine Sportskanone, doch auch seine Leidenschaft gehört dem Cricket; er himmelt die Idole dieses Sports an, sammelt ihre Fotos und hofft auf einen Einsatz in der Schulmannschaft. Wenn er schließlich über seinen Schatten springt und mit dem schwarzen Mädchen Judy und ihrem verständnisvollen Vater erste Übungen unter dem Fangnetz wagt, dann ertönt eine wunderbare „schräge“ Musik, die amüsiert Davids täppische Versuche kommentiert: lustig, skurril und voller ausgelassener Daseinsfreude.



MEDITATIONEN

Der Wettbewerb des 27. Kinderfilmfest der „Berlinale“

Was wohl kaum ein kindlicher Betrachter des mitreißenden britischen Kinderfilms „Wondrous Oblivion“ („Die wundersame Welt des David Wiseman“) von Paul Morrison wissen kann, ist, dass diese Musik weit mehr ist als „nur“ eine belustigende Verstärkung der Bilder. Die zirzensisch tänzelnde Melodie heißt „Meditations on Integration“ und stammt von dem Jazz-Bassisten Charles Mingus: eine immer wieder das Tempo wechselnde Komposition, die auf das „kindliche“ Thema hektische, höchst dissonante Passagen folgen lässt, die dann wieder in Momente höchst beseelter Ruhe und Harmonie münden – „Romantik und Kampf, Niedergang und Neubeginn, all dies Stationen eines Lebens, eines Stückes“, wie es einmal in einer Musikkritik hieß. Für den ebenso rebellischen wie sensiblen Musiker Mingus war „Meditations on Integration“ eine utopische Hymne, getragen von der Hoffnung, dass Menschen über alle Grenzen hinweg zusammenfinden; dass sich die Vielheit der einzelnen zu einem einheitlichen sozialen Gefüge mit Lebensraum für alle fügen möge. Was sich nicht nur als zentraler Wunsch in „Wondrous Oblivion“ wiederfindet, sondern auch als Motto nahezu aller Filme des diesjährigen Kinderfilmfests der „Berlinale“ taugt: Integration als Form der „Vervollständigung“ sowohl des einzelnen Menschen als auch der Gemeinschaft, in der er lebt – was alles andere als eine (vor allem für Kinder) konfliktfrei zu bewältigende Aufgabe ist.

„Und es war gut so...“

Bereits im letztjährigen Kinderfilmfest fiel auf, wie sehr Religion bzw. der kindliche Umgang mit der Aneignung von Glaubensvorstellungen ein wichtiger Teil solcher Integration ist. Dies wurde in diesem Jahr fortgeführt mit Filmen, die auf mal amüsante, mal bewegende und anrührende Weise beschrieben, wie kurz die Spanne der Kindheit inzwischen geworden ist, und Jungen und Mädchen schon (allzu) früh Ver-

antwortung übernehmen müssen – nicht nur für sich selbst, sondern vor allem auch für resignierte, ausgebrannte, ratlos oder unaufmerksam gewordene Erwachsene. Der multikulturelle Alltag offenbart dabei ebenso Konfliktfelder wie die Chance auf ein besseres Verständnis, was der niederländische Beitrag „Polleke“ von Ineke Houtman mit einer quicklebendigen „Romeo und Julia“-Paraphrase umschreibt: Die elfjährige Polleke liebt den etwa gleichaltrigen marokkanischen Jungen Mimmo in ihrer Nachbarschaft, doch der wird von seiner Familie immer mehr in die strengen islamischen Lebens- und Glaubensprinzipien eingebunden. Obwohl Polleke von ihrer alleinerziehenden Mutter ein fast schon zu freies Lebensgefüge vorgelebt bekommt, sodass sie sich nach Orientierung und Regeln sehnt, will das Mädchen nicht akzeptieren, dass die „stille Post“ zwischen ihr und Mimmo rücksichtslos gekappt wird. Bis zum Happy End, einem einvernehmlichen Nachbarschaftsfest aus Anlass der erneuten Hochzeit von Pollekes Mutter, hat die Heranwachsende gleich ein ganzes Bündel an Problemen zu meistern (darunter auch das ihres drogenabhängigen Vaters), und es ist ein kleines Wunder, wie souverän der Film daraus eine glaubwürdige, mitreißende und warmherzige Geschichte knüpft. Spielerisch leicht und ohne Berührungangst vermittelt er Einsichten in die islamische Glaubenswelt, wie er auch Polleke einen Sinn in den Worten ihres Großvaters finden lässt, der ihr die biblische Schöpfungsgeschichte nahe bringt: Gott sah alles an, was er gemacht hatte, heißt es, und am Ende wiederholt auch Polleke überzeugt: „Es war sehr gut.“

Von „Polleke“ aus führt ein Pfad zum charmanten Zeichentrickfilm „La prophétie des grenouilles“ („Die Prophezeiung der Frösche“, Frankreich) von Jacques-Rémy Girerd, der mit naiv-hintergründigen Zeichnungen die biblische Geschichte der Arche Noah neu erzählt: Nachdem eine Sintflut alles Leben weggespült hat, treiben



„La prophétie des grenouilles“

ein findiger Bauer, seine schwarze Lebensgefährtin sowie zwei Kinder mitsamt allen Tierpärchen für 40 Tage und 40 Nächte auf dem Meer, wobei sie sich gegen Zwietracht, Intrigen und Missgunst erwehren müssen. Das Thema der Drogenabhängigkeit erwachsener Erziehungsberechtigter aus „Polleke“ findet sich auch in „Capriciosa“ von Reza Bagher, einem intensiven, unter die Haut gehenden Drama aus Schweden, das eigentlich in die neue „14plus“-Reihe gehört hätte. Der 17-jährige Henrik erträumt sich eine Karriere als Profifußballer, die der Zusammenbruch seiner Familie zunichte macht: Die Mutter stirbt an Krebs, der Vater verliert sich im Alkohol, der Torso einer einstmals glücklichen kleinen Familie wird zum Fall fürs Sozialamt. Dass es aus dieser zerfahrenen Situation (mit einer beklemmenden Studie von Rolf Lassgård als verzweifeln dem Vater) einen Ausweg gibt, scheint auf dem Papier unmöglich, ist im Film aber ein zwar dornenreicher, durch Liebe und Zuneigung, Verständnis und Respekt jedoch durchaus begehbarer Weg.

Wann konnte man schon einmal mit gutem Gewissen behaupten, dass sich ein deutscher Kinderfilm im Reigen solch anspruchsvoller Sujets zu behaupten weiß? „Die Blindgänger“ von Bernd Sahling gelingt dies eindrucksvoll. Es ist die Geschichte zweier blinder, Musik begabter 13-jähriger Mädchen, die im Internat leben und mit Mut und Selbstbewusstsein den Weg aus den sie absichernden Strukturen wagen. Marie versteckt einen von Heimweh getriebenen russlanddeutschen Jungen, mit dem sie und Inga ein Musikvideo drehen, das ihr verständnisvoller Lehrer bei einem Talentwettbewerb einreicht. Mit dem Erfolg, der Anerkennung und Respekt bringt, geht die weit wichtigere Erkenntnis ihrer inneren Stärke einher – einer gefestigten „Lebensstauglichkeit“, die sich aus dem intensiv er- und durchlebten Umgang mit ihren gar nicht mehr so kindlichen Gefühlen und Bedürfnissen speist. Eindrucksvolle junge Darsteller und die sehr sensible Verknüpfung der Fabel mit der Musik als einem kreativen, schöpferischen Lebensausdruck verbinden sich mit einer ebenso poesie- wie humorvollen Geschichte, die gänzlich unaufdringlich für Verständnis und Toleranz wirbt. Gerade in dieser Hinsicht brennt sich auch „Hop“ von Dominique Standaert aus Belgien tief ins Gedächtnis ein. Außer Konkurrenz gezeigt, weil bereits 2002 produziert, erzählt der mitreißende Film die Geschichte des schwarz-afrikanischen Jungen Justin, der mit seinem Vater illegal in Brüssel lebt und nach dessen Verhaftung auf sich allein gestellt, das gesamte belgische Polizei- und Justizsystem außer Kraft setzt, um die ungerechtfertigte Ausweisung zu verhindern. Ein kraftvolles, abenteuerliches, ebenso berührendes wie spannendes Stück (Kinder-)Kino, das zudem zeigt, dass auch schwarz-weiß fotografierte Filme Kinder in den Bann schlagen können: Nur ein mit (mythischem) Blut gefüllter Staudamm bringt kurz Farbe ins Spiel und signalisiert die Grenzen der lustvoll ausgespannenen Fantasie.

Herzensbildung

David Wiseman aus England, Polleke aus den Niederlanden, Marie und Inga aus Deutschland, Justin aus Belgien bzw. Afrika – sie alle sind eindrucksvolle Persönlichkeiten, die am Ende „ihrer“ Filme ein Stück erwachsener und zugleich Hoffnungsträger für ein ver-



„Wondrous Oblivion“

änderbares, von Toleranz und Aufrichtigkeit geleitetes Leben geworden sind. Davon sind kleinere Kinder in fernen Ländern zwar noch ein Stück weit entfernt, doch auch sie spüren bereits die Verkrustungen, die soziale, politische oder religiöse Anfeindungen bewirken können. „Sagan kushik kerek pe?“ („Hündchen zu verschenken“) von Kanymbek Kassymbekov aus Kasachstan verbindet eine Tiergeschichte um niedliche Hundewelpen mit dem ähnlich selbstbewussten Verhalten eines kleinen Jungen, wie dies der indische Film „Heda Hoda“ („Das blinde Kamel“) von Vinod Ganatra tut: Als sich drei Kamele nicht an die Grenze zwischen Indien und Pakistan halten, löst ein aufgeweckter Junge den politischen Konflikt mit gesundem Menschenverstand und düpiert damit die verblendete Haltung der Erwachsenen. „Magnifico“ von Maryo J. Delos Reyes (Philippinen) schießt in dieser Hinsicht weit übers Ziel hinaus: Auch der neunjährige Titelheld ist ein höchst selbstbewusster, dabei freilich allzu „fertiger“ kleiner Erwachsener, der, einem Ikonenbildchen gleich, zu einer wahren Heilsfigur stilisiert wird, die den von Krankheit, Tod und Armut gezeichneten Erwachsenen den Spiegel seiner charakterlichen Stärke entgegenhält: Seiner an Krebs erkrankten Oma zimmert er eigenhändig einen Sarg, seiner schwer behinderten Schwester ermöglicht er den Besuch eines Jahrmarktes, dem Vater löst er nebenbei dessen Rätselwürfel, bevor er bei einem Unfalls ums Leben kommt und quasi im Tod seiner eigenen Herzenswärme ein Denkmal setzt. Dass „Magnifico“ gleich alle Hauptpreise des Kinderfilmfestes einheimste, ist wohl aus der großen emotionalen Kraft des Films zu erklären, der bemerkenswert unverkrampft die Tabuthemen Tod und Krankheit anspricht.

Dass Schwächen, Krankheiten, Behinderungen und der Tod selbst Teile eines angenommenen Lebens sind, ist eine Erkenntnis, die sich in den Filmen immer wieder Bahn bricht – Meditationen über Integration also auch hier. Allen Kindern gebührt deshalb jener Respekt, den auch David Wiseman in „Wondrous Oblivion“ erfährt, als seine Cricket-Star-Sammelbildchen zum Leben erwachen und ihm am Ende aus der papiernen Zweidimensionalität ihres Daseins applaudierend Beifall zollen. Respekt hat auch das Kinderfilmfest selbst verdient, das ein Programm von spannender thematischer Vielfalt präsentierte, mit Filmen voller emotionaler Sprengkraft und couragierter Meinungs- und Herzensbildung, die viele intellektuell verbrämten Weltschmerzfilme des „erwachsenen“ Wettbewerbs locker in den Schatten stellten. **Horst Peter Koll**



54. berlinale 2004

BEGEISTERUNGSFÄHIG

Interview mit Thomas Hailer

Positive Resonanz fürs 27. Kinderfilmfest der „Berlinale“. Der neue Wettbewerb „14plus“, der die Zielgruppe erweitert und auch Jugendliche anspricht, wurde angenommen. Sektionschef Thomas Hailer zeigt sich zufrieden, auch über den deutschen Kinderfilm, der international mitspielen kann.

Im Jahr 2003 mussten Sie innerhalb weniger Monate ein Programm auf die Beine stellen. Ging es diesmal etwas entspannter zu?

Hailer: Im vergangenen Jahr war das so etwas wie Marathon-Laufen im Nebel, ich wusste nicht, wo sich die schlüpfrigen Stellen befanden. Die kannte ich jetzt besser und konnte deshalb alles entspannter, aber immer noch mit viel Spaß angehen.

Wie kam es zum Wettbewerb „14plus“? Besteht nicht die Gefahr einer Zersplitterung des Kinderfilmfestes?

Hailer: Das Kinderfilmfest war mit 13 Spielfilmen und vier Kurzfilmblocken unverändert stark. „14plus“ erweitert mit acht Spielfilmen das Spektrum. Der Gedanke dazu wurde schon während der Auswahl 2003 geboren. Immer wieder stießen wir auf Filme, die bei allem Mut in der Programmierung nicht berücksichtigt werden konnten, weil sie sich nicht mehr an Kinder richteten und aus verschiedenen Gründen auch für andere Sektionen nicht geeignet waren. Da lag eine Öffnung für die ältere Altersgruppe nahe. Mich ärgerte es ein-

fach, dass wir Jugendliche, die mit vier Jahren Animationsfilme gucken und von Festival zu Festival Cineasten wurden, mit 14 oder 15 fallen lassen mussten.

Aber wollen die Jugendlichen nicht schon erwachsen sein und Filme sehen wie „Scary Movie“?

Hailer: Natürlich schauen sie sich diese vom Marketing her auf sie zugeschnittenen Filme an, da machen wir uns keine Illusionen. Wir bieten eine zusätzliche Alternative. Ich halte es für eine pure Behauptung, dass Heranwachsende ausschließlich Action oder Teenie-Komödien sehen wollen.

Wie war die Resonanz auf die neue Reihe?

Hailer: Die Zuschauerzahlen waren sehr ermutigend, eine gesunde Mischung aus Jugendlichen und erwachsenem Fachpublikum hat sich mit stetig steigender Tendenz für dieses Programm interessiert. Darüber hinaus empfanden es die Filmemacher als riesige Chance, mit ihren Werken so gezielt auf ihr Publikum zugehen zu können.

Zum deutschen Angebot: Mussten Sie nehmen, was vorhanden war?

Hailer: Es stand dieses Mal nicht so wahn-sinnig viel zur Auswahl, und trotzdem haben wir nicht wahllos genommen, was da war. Ich bin mit der Ausbeute zufrieden, wir hatten Bernd Sahlings Kinderfilm „Die Blindgänger“, der sowohl von der Kinderjury als auch von der Internationalen Jury mit einer Lobenden Erwähnung ausgezeichnet wurde; „Jargo“, das Spielfilmdebüt von Ma-

ria Solrun war ein riesiger Publikumserfolg bei „14plus“. Außerdem liefen noch vier Kurzfilme von deutschen Filmhochschulen, von denen einer den Spezialpreis des Deutschen Kinderhilfswerkes gewonnen hat: „Lucia“ von Felix Gönnert.

Kann der deutsche Kinderfilm international mithalten?

Hailer: Er kann sich jedenfalls international sehen lassen. Wir schauen allerdings immer wieder verblüfft nach Skandinavien, allein bei „14plus“ stammen vier von acht Beiträgen aus den nordischen Ländern. Allerdings darf man die dortige Gesetzeslage nicht vergessen: Wer in einigen dieser Länder nicht 25 Prozent seines Gesamtbudgets für Kinderfilme verwendet, kriegt Schwierigkeiten mit der Förderung. Die Tradition ist auch eine ganz andere. Aber „der“ internationale Kinderfilm existiert nicht.

Erstmals stellten Sie in einer Retrospektive Werke einer Filmschule vor: der Sam Spiegel Film & Television School aus Jerusalem. Werden Sie diesen Weg weiter gehen?

Hailer: Wir haben die Möglichkeit zu Retrospektiven. In diesem Jahr bot es sich an, den Fokus auf ein bestimmtes Land zu lenken. Die Studenten der Sam Spiegel School erzählen Geschichten, die auf eigenen Erfahrungen basieren, ihren Ursprung in der persönlichen Biografie haben. Das Kinderfilmfest hatte immer wieder Filme dieser Schule im Programm, die für eine herausragende Erzähltradition steht. Ob wir weitere Filmschulen vorstellen, kann ich heute noch nicht sagen.

Wie lautet das diesjährige Résumé?

Hailer: Die Juries haben mit ihren Entscheidungen einem risikofreudigen Auswahlgremium Recht gegeben, und unser begeisterungsfähiges Publikum vertraut uns nach wie vor. Ein Trend, der auch in diesem Jahr wieder quer durch alle „Berlinale“-Sektionen ging.

Das Gespräch führte Margret Köhler.

Preise des 27. Kinderfilmfestes

„GLÄSERNE BÄREN“ (Preise der Kinderjury für Filme des 27. Kinderfilmfestes)

„Gläserner Bär“ für den besten Spielfilm an „Magnifico“ von Maryo J. de los Reyes

Lobende Erwähnung

„Die Blindgänger“ von Bernd Sahling, Deutschland

Lobende Erwähnung

„La prophétie des grenouilles“ („Die Prophezeiung der Frösche“) von Jacques-Rémy Girerd, Frankreich

„Gläserner Bär“ für den besten Kurzfilm

„Nuit d'orage“ („Gewitternacht“) von Michèle Lemieux

Lobende Erwähnung

„Circuit marine“ („Rauf und runter“) von Isabelle Favez, Frankreich/Kanada

Lobende Erwähnung

„Marée“ („Ebbe und Flut“) von James Pellerito, USA

14plus – FILMS FOR THE YOUNG GENERATION (Jugendfilmpreis für einen Film des Kinderfilmfestes)

„Gläserner Bär“ für den besten Spielfilm

„The Wooden Camera“ („Die hölzerne Kamera“) von Ntshavheni Wa Luruli

Lobende Erwähnung

„Quality of Life“ von Benjamin Morgan, USA

Preise des deutschen Kinderhilfswerkes

„Magnifico“ von Maryo J. de los Reyes

Lobende Erwähnung

„Die Blindgänger“ von Bernd Sahling

Lobende Erwähnung

„Barber Yoshino“ („Yoshinos Frisörsalon“) von Naoko Oigigami

Spezialpreis des Deutschen Kinderhilfswerkes für den besten Kurzfilm

„Lucia“ von Felix Gönnert

Lobende Erwähnung

„Kleiner Papa“ von Michael W. Horsten

Lobende Erwähnung

„Cracker Bag“ („Kracher“) von Glendyn Ivin

DAS 28. KINDERFILMFEST DER „BERLINALE“

SEELEN IN DER WELT

Nichts gegen den blonden Michel aus Lönneberga, erst recht nichts gegen Lars, Laura, Bibi, Harry und wie sie alle heißen. Es macht Spaß, mit Kindern (oder Tieren) auf der Kinoleinwand zu lachen und mit ihnen die schönen Seiten des Lebens zu feiern, dabei zuzusehen, wie sie sich Freiräume erobern und diese nach Herzenslust mit Spielen, Streichen und Entdeckungen ausfüllen. Gut auch, wenn es dabei mal etwas spannender zugeht, sodass es so richtig kribbelt, bevor alles gut ausgeht und die „Gefahr“ gemeistert wird. Das ist Kino – kurzweiliges, schönes Unterhaltungskino für kindliche Zuschauer, die sich eine schöne Zeit machen. Kann das aber alles sein mit dem „Kinderkino“? Bunte, fröhlich-bewegte Bilder wie schillernde Seifenblasen, die zerplatzen, wenn man das Kino verlässt? Dass Kinder aller Altersgruppen das Recht haben, auch im Kino ernst genommen zu werden als die „putzigen lieben Kleinen“, das wird immer noch weitgehend ignoriert. Dabei sind die stillen Sorgen und Nöte, die verheimlichten Ängste und verdrängten Probleme der Kinder nun aber einmal da in dieser Welt – und tatsächlich ist das Kino (auch) ein Ort, an dem Kinder diese wiedererkennen, besser verstehen und teilen können, einfach weil sie in den Geschichten entdecken, dass es anderen ähnlich geht wie ihnen selbst. Solch „wirkliches“ Kinderkino wird dann sogar zu einem Stück Lebenshilfe – was bei allen offen angesprochenen Themen nicht minder unterhaltsam und spannend, ja auch lustig, in den allermeisten Fällen vor allem aber tröstlich und Mut machend ist.

In dieser Richtung hat das Kinderfilmfest der „Berlinale“ die Kinder schon immer ernst genommen und sie stets mit Respekt und Zuneigung zu Filmen eingeladen, die sie (heraus-)fordern und fördern. Dabei sind in jedem Programm außergewöhnliche Entdeckungen zu machen, im vergangenen Jahr etwa der deutsche Film „Blindgänger“, der danach sogar ins „normale“ Kino kam – um dort ein eher bescheidenes Nischendasein zwischen Blockbustern und Popcorn zu fristen, einfach weil die Kinostrukturen leider nicht so sind wie beim besonderen Ereignis der „Berlinale“. Zugegeben: Es ist immer etwas Außergewöhnliches, mit vielen neugierigen und offenen Kindern „ihre“ Filme zu sehen und danach den jungen Hauptdarstellerinnen und -darstellern zuzujubeln; doch gerade die dabei deutlich spürbare „Energie“ des Kin-



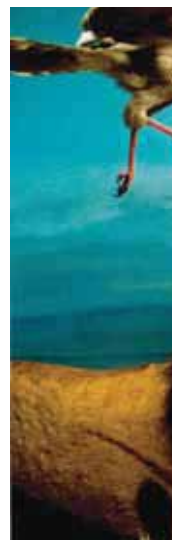
„Der Italiener“

derfilmfests sollte und muss endlich als Funke ins alltägliche Kino überspringen. Auch in diesem Jahr verdient es nahezu jeder Kinderfilm des Berliner Programms, einen Verleih zu finden und ins Kino zu kommen.

Erst reden, dann denken

Zehn lange Kinderfilme für unterschiedliche Altersgruppen aus verschiedensten Kulturkreisen luden zur filmischen Reise um die halbe Welt ein – und machten am Ende sichtbar, dass es in allen Ländern und Ethnien ähnliche, zumindest vergleichbare Probleme, Konflikte und Lösungen gibt. Eindrucksvoll war die Verklammerung des Programms mit zwei Filmen des iranischen Regisseurs Gholamreza Ramezani, die 2004 entstanden und in ihrer erzählerischen Klarheit programmatischen Stellenwert bekamen. Beide Filme handeln von Mädchen, die sich beharrlich und einfallsreich gegen die Zwänge ihres Daseins durchsetzen. Dabei ist „Bazi“ („Das Spiel“) das „kindlichere“ Spiegelbild zum „erwachseneren“ Film „Hayat“: Die kleine Soraya ist wie ein einsamer Vogel im goldenen Käfig, eingesperrt als hübsche Puppe in einem rigiden Verhaltens- und Gesellschaftssystem, in dem ihre Mutter ein ähnlich isoliertes Puppen-Dasein fristet und die Tochter unhinterfragt ins Leben einer erwachsenen

Frau im Iran einführt. Soraya wiederum überträgt das Erlebte wortreich ins Spiel mit ihren eigenen Puppen, mit denen sie diskutiert und die sie maßregelt, wie sie es von der Mutter erfährt. Erst reden, dann denken, empfiehlt sie – oder war es doch eher umgekehrt? In ihrem Fall ist es ein kaum endender Wort- und Argumentationsschwall, mit dem sie ihr Herz öffnet und ihre Sehnsüchte formuliert, bevor diese der Kopf „bändigen“ kann; was ihr am Ende einen Türspalt weit den Weg aus dem „Gefängnis“ weist: Soraya darf tatsächlich mit den neuen Nachbarskindern spielen. Der konsequent auf einen Handlungsort reduzierte Film formuliert spielerisch den eingeengten Blick- und Lebensraum, wobei er häufig „nur“ in die strahlenden Augen Sorayas blickt, um zu verdeutlichen, welch unerschlossene Lebenskraft und -freude hier brodeln. Bezieht sich „Bazi“ auf einen urbanen Hintergrund, entfaltet Ramezani in „Hayat“ einen ländlichen Lebenskosmos: Das Mädchen Hayat besucht eine Dorfschule im Norden des Iran und steht unmittelbar vor einer wichtigen Prüfung, die die Weichen für ihr zukünftiges Leben stellt. Ausgerechnet da erkrankt der Vater; Hayat muss sich um den Haushalt, das Vieh, den kleinen Bruder und das Baby kümmern, bevor sie überhaupt ansatzweise den Weg zur Schule antreten kann. Der stimmungs-





volle dokumentarische Blick aufs ländliche Leben verdichtet sich zu einem dramatischen sisyphosartigen Wettlauf gegen die Zeit, bei dem Hayat ihre Interessen mit ihrem großen Pflicht- und Verantwortungsgefühl in Einklang bringen muss, bis sie am Ende auch dank der Solidarität ihrer Mitschüler triumphiert.

So weit entfernt einem die Lebens- und Gesellschaftszusammenhänge erscheinen, so nachvollziehbar sind die Probleme und Sorgen, die da gemeistert werden. Fast immer sind es für Außenstehende scheinbar kleine Schritte, die die Kinder tun müssen, doch dass und wie sie schlussendlich über ihren Schatten springen, ist für sie und ihr Selbstwertgefühl von entscheidender Bedeutung. Kommt das Ringen um Selbstbehauptung in den iranischen Filmen noch behutsam und verklaustriert daher, spricht „Ikke Naken“ („Die Farbe der Milch“, Norwegen/Schweden) von Torun Lianso den essenziellen Umgang mit kindlichen Gefühlen angesichts der ersten Liebe so offensiv und unverblümt an, wie man es sich eben nur in einer westlichen Zivilisation vorstellen kann. Dabei ist es längst nicht selbstverständlich, dafür den richtigen Ton zu finden, doch die zwölfjährige Selma arbeitet sich charmant und wortgewandt durch die bestehenden Vorstellungen von Liebe und Sexualität, bis sie in einem sehr amüsanten, leicht melancholisch ge-



färbten Sommerabenteuer ihr eigenes Verständnis von Verliebtsein und Glück findet. Oft sind die Sommerferien Hintergrund für entscheidende Entwicklungsschübe, wobei sich in dem sensiblen israelischen Film „Sipur Kaits“ („Die Brieffreundin“) von Shmuel Peleg Haimovitch die Gefühle des 13-jährigen Gal für eine herzkrankte 19-jährige Dorfschönheit mit den profanen Alltagseindrücken während des Libanon-Krieges im Sommer 1982 mischen. Letztlich geht es nicht mehr nur um Liebe und Ehrlichkeit, sondern tatsächlich um Leben und den Tod, dessen Existenz anerkannt und verarbeitet werden muss. „Sen-Nen-Bi“ („Das tausendjährige Feuer“) von Naoki Segi aus Japan ist in dieser Hinsicht das inszenatorisch wie erzählerisch höchst subtile Beispiel für eine sinnbildliche Rückkehr ins Leben: Der elfjährige Satoshi lebt allein mit seinem ihm Fürsorge, Sicherheit und Halt bietenden Vater und wird mit dessen plötzlichem Unfalltod konfrontiert. Er verliert seine Sprache und kommuniziert im großelterlichen Dorf fast nur noch über die SMS-Tastatur seines Handys, bevor er ganz allmählich beginnt, die Schale seines Kokons von innen heraus aufzuklopfen. Erinnerungen an die Worte des Vaters, die Fürsorge seiner Umwelt sowie mythische Lebensweisheiten und archaische Legenden verbinden sich zur tragfähigen Brücke für Satoshi, der sich am Ende seinen neu gefunde-

nen Lebenswillen auch äußerlich in einem rituellen Schwimmwettbewerb beweist.

Das Recht auf Glück

Hier wie in anderen Filmen geht es um nichts anderes als um das Recht auf Glück, das sich Kinder hart erkämpfen müssen. In „Pelikanimies“ („Pelikanmann“, Regie: Liisa Helminen) aus Finnland, einer stimmungsvollen, zurückgenommenen Großstadtkomödie, mutiert ein Pelikan schrittweise zum „zivilisierten“ Mensch, was nur der aufmerksame zehnjährige Emil erkennt. Emil fühlt sich nach der Trennung seiner Eltern isoliert und einsam, doch in seiner Fürsorge für den skurrilen, die Stärken wie Schwächen der Menschen durchleidenden Vogel-Mann schärft sich allmählich seine eigene Sichtweise; für den Pelikan gibt es keine Zukunft als Mensch, doch Emil ist am Ende bereit, das Beste aus seinem Menschsein „herauszuholen“. Was hier noch spielerisch und „romantisch“ erscheint, verschärft sich in „Bluebird“ von Mijke de Jong (Niederlande) zur existenziellen Sinn- und Daseinskrise der zwölfjährigen Merel. „Alle glücklichen Familien ähneln einander; jede unglückliche Familie aber ist auf ihre Art unglücklich.“ So weist ein junger schwarzer Hafenarbeiter, dem Merel regelmäßig während ihrer Fahrt im Vorortzug begegnet, das Mädchen auf den Beginn von Tolstois „Anna Karenina“ hin; wobei Merels



„Unglück“ gar nicht so leicht zu greifen und zu verstehen ist. Die gute, strebsame Schülerin kümmert sich liebevoll und pflichtbewusst um ihren behinderten kleinen Bruder, was sie aber immer mehr als Flucht vor den böartigen Schikanen und Demütigungen ihrer eifersüchtigen Mitschüler nutzt. Weder Eltern noch Lehrer lässt sie in ihrer Not an sich heran und wählt den schweren Weg über ihre mühsam erarbeitete innere Stärke. „Mich interessieren die Entscheidungen, die Menschen treffen, welche Grundsätze sie befolgen, was sie beeinflusst und welche Gründe sie daran hindern, das zu sagen, was sie eigentlich denken“, erläutert Mijke de Jong. „Mich interessiert die menschliche Seele in einer Welt, die nun einmal so ist, wie sie ist.“ Ihr komplexer Film reflektiert über Alltagsrealitäten ebenso wie über Kunst, Literatur und Musik als mögliche Lebenshilfen und rührt zutiefst durch das Spiel der jungen Hauptdarstellerin an.

Vom fesselnden Spiel eines kleinen Jungen wird auch der russische Film „Italianetz“ („Der Italiener“) von Andrej Kravchuk geprägt, dem auch in nahezu jeder anderen Hinsicht künstlerisch herausragenden Beitrag. Die erschütternde Tristesse in einem Kinderheim verdichtet der Film zu einer tarkowskischen Elegie, ohne dabei den präzisen analytischen Blick auf die Ausbeutungsmechanismen einer herzlosen, inhumanen Gesellschaft zu schwächen. Die Heimkinder sind lediglich Ware in einem lukrativen Geschäft mit der Adoptionsvermittlung ins Ausland, dem sich der kleine Vanya intuitiv widersetzt. Statt sich zu freuen, dass er bald ein „Italiener“ wird, sucht er unbeirrt seine leibliche Mutter, was eine schier unvorstellbare, schmerzvolle und entbehrungsreiche Odyssee auslöst. Dabei wandelt sich der zunächst statische Film zum Road Movie auf den Pfaden einer seelisch wie moralisch heruntergekommenen, an Werten armen russischen Gegenwart. Mag die Realität dabei auch noch so ermühtend sein: Gegen jede Vernunft will der Film nicht klein begeben; und so verdichtet er die Suche des blonden, hübschen Jungen zur vehement geführten, „störrischen“ Utopie, die, auch hier, für eine Rückkehr ins Leben eintritt – für die Rück- und Umkehr eines ganzen Landes. Wer mag da noch vom „Kinderfilm“ sprechen? Doch es ist im besten Sinne des Wortes einer: ein Film mit Kindern und über Kinder, aber nicht nur für Kinder, sondern für ein größtmögliches Publikum – im Kino.

Horst Peter Koll

ZWISCHEN TRAUM UND REALITÄT: DIE KINDER-KURZFILME

Die Kurzfilme für die Aller kleinsten (vier bis sechs Jahre) sind meistens die schönsten, weil sie so schlicht und witzig sind. Wunderschön animiert, humorvoll und lehrreich ist etwa „Lilla grisen flyger“ („Schweinchen fliegt“) von Alicija Jaworski: Das kleine Schwein träumt vom Fliegen und fragt andere Tiere, ob man ihm das Fliegen beibringen könne. Der Hase kann ihm nur das Hoppeln beibringen, der Frosch das Tauchen, der Affe das Auf-Bäume-Klettern. Dank dieser Fähigkeiten kann sich das Schweinchen vorm Gefressenwerden retten – und fliegt am Ende tatsächlich: in einem Flugzeug. Bei dem zehnmütigen Film über manchmal gar nicht so unsinnige Umwege im Leben und Träume, die man verwirklichen kann, wenn man es nur will, wurde viel gelacht. Dass am Ende „nur“ der „Spezialpreis“ des Kinderhilfswerks herausrang, lag wohl daran, dass in der Jury, die den „Gläsernen Bären“ für einen Kurzfilm vergab, ältere Kinder

(11 bis 14 Jahre) saßen. Sie beeindruckte am meisten „The Djarm Djarms“ von Wayne Blair (Australien): Ein elfjähriger Junge trauert um seinen Vater, aber die anderen Jungs aus seiner Aborigine-Tanzgruppe muntern ihn wieder auf. So verschieden die 20 Kurzfilme im Kinderfilmfest waren: Sie alle machten Mut, sich dem Leben zu stellen – und behandelten soziale Themen, die realitätsnah und glaubwürdig in Geschichten gepackt waren: die Oma mit Alzheimer („Wackelkontakt“ von Ralph Etter); der mit einer neuen Frau lebende Vater („Min far er Bokser“/„Mein Vater, der Boxer“ von Morten Giese); der Junge aus einem britischen Dorf, der seinen Vater nie kennen lernte, nun Gott für seinen Vater hält und sich zwangsläufig selbst für Jesus, bis ihn ein Priester aufklärt („Does God Play Football?“ von Michael Walker). Mischung und handwerkliche Qualität überzeugten mehr als bei den Erwachsenen-Programmen. **Andrea Dittgen**



PREISE KINDERFILMFEST/14PLUS

Preis der Kinderjury

Bester Spielfilm („Gläserner Bär“) „Bluebird“ von Mijke de Jong
Lobende Erwähnung „Italianetz“ („Der Italiener“) von Andrej Kravchuk
Lobende Erwähnung „Ikke Naken“ („Die Farbe der Milch“) von Torun Lianso
Bester Kurzfilm („Gläserner Bär“) „The Djarm Djarms“ von Wayne Blair
Lobende Erwähnungen Kurzfilm „Does God Play Football?“ von Michael Walker und „Vent“ von Erik van Schaaik

Preis der Jugendjury

Bester Spielfilm („Gläserner Bär“) „Voces Inocentes“ („Unschuldige Stimmen“) von Luis Mandoki
Lobende Erwähnung „Lakposhta ham parvaz mikonand“ („Auch Schildkröten können fliegen“) von Bahman Ghobadi

Großer Preis des Deutschen Kinderhilfswerks

„Italianetz“
Lobende Erwähnung „Ikke Naken“
Spezialpreis des Deutschen Kinderhilfswerks (Kurzfilm) „Lilla grisen flyger“ („Schweinchen fliegt“) von Alicija Jaworski
Lobende Erwähnungen (Kurzfilm) „The Little Things“ von Reina Webster und „Skeleton Woman“ von Edith Pieperhoff



Nach Hause

DAS „BERLINALE“-KINDERFILMFEST

Ein Kind, das niemand will: herumgestoßen, fortgejagt von der überforderten jungen Mutter, die nicht einmal auf sich selbst achten kann. Nach Monaten auf einem Schrottkahn wird es durch die Denunziation eines anderen Kindes von der Polizei aufgegriffen. „Wie ist Dein Name?“, schnauzt ihn ein Beamter an. „Was hat das für eine Bedeutung?“, fragt der Elfjährige erschöpft zurück. „Warum bist Du auf dieser Welt?“, lautet die nächste, erbarmungslose und nicht nur für ein Polizeiverhör unangemessen große Frage. Der Junge antwortet schlicht: „Ich bin.“

„Jestem“ („Ich bin“) von Dorota Kedzierzawska aus Polen ist im Grunde kein Kinderfilm, sondern ein anspruchsvoller, nahezu philosophischer Film über ein Kind als Spiegel einer aus den Fugen geratenen, hartherzig gewordenen Gesellschaft. Der skeptische Blick der Regisseurin bricht sich im offenen Gesicht des kleinen Ausreißers Mongrel, das von un-

beugsamer Lebenslust und -neugier geprägt ist. Gleichsam als eine Art Robinson Crusoe auf einer Insel von „Wilden“, lebt er in seiner eigenen „Zivilisation“, improvisiert aus dem Nichts einfachste existenzielle Grundlagen und ist mit dem Geringsten zufrieden. Seine Feststellung „Ich bin“ ist indes weit mehr als die Aussage eines selbstgenügsamen gesellschaftlichen Außenseiters, nämlich die massive Klage, dass jeder das unverbrüchliche Recht auf eine würdevolle Existenz hat, woraus für jeden Einzelnen, aber auch für die Gesellschaft Sorgepflicht und rechtliche wie moralische Verantwortlichkeiten erwachsen. „Jestem“, basierend auf einer authentischen Geschichte, die sich im Jahr 2002 in Łódź zugetragen hat, ist ein elegisches Bild- und Tongedicht (mit mal beklemmender, mal bewegender Musik von Michael Nyman) über den Verlust von Werten, vor allem den Verlust einer konkreten wie spirituellen Heimat. Mongrels Suche nach einem Zuhause als einem Platz, an dem er akzeptiert und geliebt

wird, ist ein beckettisches Warten auf einen Zustand, der nie einzutreten droht. Dass der Film seinen Platz im Wettbewerb eines Kinderfilmfestes fand, ist keine Selbstverständlichkeit und mutig – aber selbstredend legitim. Mittlerweile haben es die meisten Besucher dieser von Jahr zu Jahr wichtiger werdenden „Berlinale“-Sektion verinnerlicht, dass das Kinderfilmfest kein von der Wirklichkeit abgewandter Abstellplatz für die „lieben Kleinen“, sondern der Ort eines höchst intensiven Diskurses ist. Wenn im „Zoo-Palast“ mehr als 1000 Besucher anspruchsvolle Geschichten wie „Jestem“ verfolgen, kann man phasenweise eine Stecknadel fallen hören, bevor sich die Gefühle an anderer Stelle dann mit Szenenapplaus, Zwischenrufen und Fußgetrappel freien Lauf verschaffen – und zwar als punktgenaue aufmerksame Reaktion, zu der kaum ein erwachsenes Publikum bereit (und fähig) wäre. Überschwänglich auch die Reaktion auf „Droemmen“ („Der Traum“) von Niels Arden Oplev (Dänemark/Großbritannien), den Gewinner des „Gläsernen Bären“. Dabei ist auch „Droemmen“ kein „Kinderfilm“, wie er landläufig etikettiert wird – vielmehr eine mitreißende Hymne auf Gerechtigkeit und Durchsetzungsvermögen. Angesiedelt im Sommer des Jahres 1969, sieht sich der 13-jährige Frits in seinem beschaulichen Lebensumfeld immer stärker mit sozialen und politischen Umbrüchen konfrontiert. Überlebte Strukturen werden in Frage



„Der Traum“



gestellt, man hört von politischen Unruhen, weltweiten Demonstrationen gegen Unterdrückung und Rassendiskriminierung, was für Frits zunächst sehr abstrakt ist, ihn aber zunehmend in Bann schlägt, als er über einen „alternativen“ Lehrer neuer Pop-Musik, aber auch den Reden von Martin Luther King begegnet: „I have a dream – Ich habe einen Traum“. Dieser hat tatsächlich auch etwas mit Frits zu tun, der sich gegen seinen tyrannischen Schulleiter wehren muss. Vorübergehend von seiner Familie und der verunsicherten Gemeinschaft entfremdet, muss er seine Ängste überwinden, sich zum Widerstand durchdringen und der schmerzlich spürbaren Gewalt entgegentreten. Das mündet am Ende in eine handfeste, fast pathetische Volte, wie man sie aus dem (amerikanischen) Genrekino kennt, funktioniert aber trefflich als kathartisches Happy End einer zuvor sehr präzise ausdifferenzierten Geschichte. „Droemmen“ ist aufwändiges, hervorragend interpretiertes und inszeniertes (Gefühls-)Kino, das in seiner Kraft an den jungen Bo Widerberg erinnert. Wobei die märchenhaften Züge den Film mit dem großen Traum in „Jestem“ verbinden: dass die Menschenwürde mehr als alles andere respektiert und geachtet würde.

Dass ein solcher Traum sogar in einem „guten alten“ Märchen der Brüder Grimm aufscheinen kann, beweist eindrucksvoll „Hänsel und Gretel“ von Anne Wild. Wer hätte gedacht, dass man diese Geschichte auch heute noch ohne jede Brechung oder Modernisierung so intensiv erzählen kann? Gewiss kann auch Anne Wild nicht psychologisch glaubwürdig vermitteln, warum ein Vater bei aller sozialen Not seine Kinder einfach „in den Wald“ schickt; auch dass die böse Hexe „einfach so“ verbrannt wird, sollte man wohl nicht allzu kritisch weiterdenken, sondern als „Genre-Zutat“ hinnehmen. Aus den aus der literarischen Vorlage exakt übernommenen Extremsituationen resultieren indes nachvollziehbar und glaubwürdig kindliche Ängste und Sorgen, die sich als spannendes Abenteuerkino mit Substanz erschließen. Was man ansonsten eher aus chinesischen Gespenstergeschichten kennt – wabernde Schatten im Unterholz, das Rauschen des Windes im Geäst, die undurchdringliche Finsternis „lebender“ Wälder –, wird hier zur visuell eindrucksvollen Variante einer „German Ghost Story“, in der Mut, kindliches Durchsetzungsvermögen und Geschwisterliebe über Not und Ungerechtigkeit triumphieren.

Interessanterweise muss ein deutliches Mehr an Wirklichkeitsnähe in einer Fantasy-Story aber nicht unbedingt zum Gelingen eines Films beitragen: „Lapislazuli – Im Auge des Bären“ von Wolfgang Murnberger bemüht sich um authentische, gar wissenschaftliche

Ansätze, um die Geschichte eines in den Alpen durch einen Meteoriteneinschlag zum Leben erweckten Neandertalerjungen zu „autorisieren“, ist am Ende aber nicht mehr als eine (nicht unsympathische) „E.T.“-Variante um Kinder auf der Suche nach ihrem jeweiligen Zuhause. Weit konsequenter, ja geradezu radikal erweist sich hingegen die neue Verfilmung von Otfried Preußlers „Der Räuber Hotzenplotz“ durch Gernot Roll, der spielfreudiges, prall-naives, knallbuntes Kasperle-Theater für ein kindliches Publikum ausmalt (Kritik in dieser Ausgabe). „Hotzenplotz“ war ein gelungener Vertreter von Filmen fürs ganz junge Publikum, das ähnlich gut bei dem liebenswerten Film „Het Paard van Sinterklaas“ („Ein Pferd für Winky“) von Mia-scha Kamp (Niederlande/Belgien) aufgehoben war. Die sechsjährige Winky kommt mit ihrer Mutter aus China in ein holländisches Küstenstädtchen, wo sich ihr Vater eine Existenz als Besitzer eines Restaurants aufgebaut hat. Viel schneller als die Eltern passt sich das Mädchen an die neue Lebenssituation an und geht ganz im schönen Traum auf, dass ihr der Nikolaus ein eigenes Pferd bringt; und da die Erwachsenen über ihre Schatten und ethnischen Grenzen springen lernen (woran Winky großen Anteil hat), lässt sich der Traum tatsächlich verwirklichen. Solch idyllische, dabei stets glaubwürdig an der Wirklichkeit orientierte Kinoträume finden sich auch in „Percy, Buffalo Bill & Jag“ („Percy, Buffalo Bill und ich“) von Anders Gustafsson (Schweden/Dänemark), einem Ferien-Abenteuer um Freundschaft, erste Liebe und Verständnis zwischen den Generationen.

Ulf und sein Blutsbruder Percy fahren am Ende des Films gereift und gestärkt nach Hause zurück, an jenen Platz, den Kinder in anderen, weiter entfernten Ländern erst noch (er-)finden müssen. So der zwölfjährige Maximo aus den Slums von Manila, der in „Maximo Oliveros blüht auf“ („Ang Pagdadalaga Ni Maximo Oliveros“) von Auraeus Solito von einem besseren Leben fern von Kriminalität und geschlechtsspezifischen Festlegungen träumt, oder der 14-jährige Swaroop in „Doodh Aur Apheem“ („Milch und Opium“) von Joel Palombo, der sein ödes Wüstendorf verlässt, um seine Berufung als Sufi-Musiker zu finden. Wie er auf seiner Odyssee nicht nur mit Betrug und Korruption, sondern auch mit einem massiven „cultural clash“ zwischen Tradition und Moderne konfrontiert wird, zeigt der indische Film als stilles, unspektakuläres Road Movie, das das kindliche „Berlinaler“-Publikum fesselte – und zu Begeisterungstürmen hinriss, als der junge Hauptdarsteller nach der Vorführung spontan eines seiner Lieder live vortrug. Ein fulminanter Brückenschlag zwischen Kino und Wirklichkeit! **Horst Peter Koll**

Lebensglück

DIE REIHE „14PLUS“

Als vor drei Jahren die Reihe „14plus“ installiert wurde, die im Rahmen der „Berlinaler“ insbesondere jenes Publikum ansprechen soll, das aus dem Kindesalter herausgewachsen, aber noch nicht im Erwachsensein angekommen ist, gab es viel Zustimmung. Doch es zeigte sich auch reichlich Skepsis, ob ein solches Konzept umsetzbar sei. Spätestens jetzt steht fest, dass Thomas Hailers Idee nicht nur ein latentes Bedürfnis bedient, sondern realisierbar ist und das Gesamtangebot der Filmfestspiele in erfreulicher Weise bereichert.

Natürlich bleibt nach wie vor die Frage, wie man Filmangebote für die anvisierte Zielgruppe von jenen Arbeiten abgrenzen kann, die sich eher an ein „reiferes“ Publikum richten. Das lässt sich bei Filmen wie Matthias Glasners „Der freie Wille“ schnell beantworten, doch oft erweisen sich die Grenzen als fließend. Besonders deutlich wird das beim Gewinner des „Goldenen Bären“, „Grbavica“ von Jasmila Zbanic. Hier steht eine Frau im Mittelpunkt, die traumatische Erlebnisse aus der Zeit des jugoslawischen Bürgerkriegs zu verdrängen versucht. Die Frau ist aber auch Mutter und hat eine 13-jährige Tochter, die sehr aktiv nach Erklärungen sucht und ihre Mutter zwingt, sich den Belastungen aus der



Kaum eine Kinderbuchautorin kam dem Bedürfnis ihrer jungen Leserschaft nach Geborgenheit und Vertrauen so einfühlsam entgegen wie Astrid Lindgren. Dass dies für sie nichts mit Realitätsflucht, sondern ganz im Gegenteil mit einem tiefen Grundverständnis für unsere komplexe Realität zu tun hatte, verdeutlicht vor allem ihr Fantasy-Roman „Die Brüder Löwenherz“, eine tieftraurige und doch hoffnungsvolle Sage über den Tod und das Sterben, die vor einem knappen Vierteljahrhundert sogar noch eine Debatte im schwedischen Parlament auslöste. Lindgrens Buch um das idyllische Totenreich Nangijala ist bis heute ein vorzügliches Referenzwerk für eine kindlich angemessene Einlassung auf den Umgang mit dem Tod – und, bewusst oder unbewusst, zum Vorbild vieler Kinderfilme geworden, die ihrer Zielgruppe zwar nicht die notwendigen Schutzräume absprechen, die Kinder aber dennoch als ernsthafteste Partner respektieren, sie fordern und herausfordern. Gerade solche Filme, die in vielerlei Hinsicht aufs Ganze gehen, standen einmal mehr im Mittelpunkt der Kinderfilm-Sektion „Generation Kplus“: Filme über Liebe und Verzicht, Tod und (Über-)Leben, Mut und (Selbst-)Überwindung.

Dass es dabei tatsächlich ums Existenzielle geht, veranschaulichen grundverschiedene europäische Filme wie „Iszka Utazása“ („Iskas Reise“, Ungarn, vgl. S. 45) und „Trigger“ von Gunnar Vikene (Norwegen/Schweden/Dänemark) – ein mitreißender „Pferdefilm“, der absolut nichts mit den Klischees des Genres zu tun hat, sondern voller inszenatorischer Wucht und im guten Sinne „rücksichtslos“ vom Sieg eines Mädchens über seine Ängste und Ausflüchte erzählt. „Ich hätte nicht gedacht, dass ich es schaffe“, verkündet Alise bereits zu Beginn aus dem Off, quasi mitteilend, dass am Ende alles gut wird. „Denn ich wollte es nicht, ich traute mich nicht!“ Dass die erklärte Pferdenärrin in Wahrheit große Angst vor Pferden hat, hält sie selbst vor ihrer besten Freundin geheim – bis in der Stadt ein wilder Hengst auftaucht: ein temperamentvolles, starkes und unberechenbares Tier, das von seinem Besitzer gequält und verletzt wurde, weil es sich nicht als Rennpferd eignet. Alise kämpft um das Leben des Pferdes, unterstützt und geleitet von ihrem im Sterben liegenden Großvater, der ihr Selbstvertrauen und Mut vermittelt und Alise darin fördert, dass sie nach vielen Rückschlägen wahrlich Berge versetzt. Was physisch wie psychisch jederzeit spürbar ist, wenn sich die Kraft des Tieres ebenso wie



Auf Liebe und Tod

KINDERFILME IN DER SEKTION „GENERATION“

die erschreckende Gefühllosigkeit der Menschen (auch von Kindern, die das Pferd gedanken- und gefühllos mit Steinen bewerfen) wie unüberwindbare Hindernisse vor dem Mädchen auftürmen.

Dieses „Aufs Ganze gehen“ und „Sich mitreißen lassen“ zugunsten neuer, gewiss nicht immer leichter Erfahrungen spiegelte sich im Mut sowie in der (kalkulierten) Risikobereitschaft des gesamten „Kplus“-Programms. Sektionsleiter Thomas Hailer und sein Team zeigten dabei auffallend wenig Berührungangst vor sogenannten Mainstream-Filmen, die sich aus gleich drei unterschiedlichen Regionen (und Produktionszusammenhängen) dieser Welt zu Wort meldeten, um spannendes „Emotionskino“ auf inszenatorisch hohem Niveau zu bieten. „Mimzy – Meine Freundin aus der Zukunft“ („The Last Mimzy“) von Robert Shaye (USA) ist im weitesten Sinn eine nicht minder gefühlsbetonte „E.T.“-Paraphrase, nur dass diesmal das Gute nicht zu fernen Sternen, sondern in die eigene Zukunft der Erde aufbricht, weil ihr dort die überlebenswichtigen Werte und Gefühle abhanden gekommen sind. Emma und ihr Bruder setzen sich gegen alle Widerstände durch und werden zu Weltenrettern wie auch der 15-jährige Held in „Kreuzzug in Jeans“ („Kruistocht in Spijkerbroek“, Nieder-

lande/Deutschland/Luxemburg/Belgien) von Ben Somogaart, entstanden nach dem 35 Jahre alten Kinderbuch-Klassiker von Thea Beckman. Durch eine falsch programmierte Zeitreise landet Dolf in Jahr 1212 und sieht sich mitten in einem Kinderkreuzzug auf dem beschwerlichen, von Intrigen, Missgunst, Krankheiten und Tod gezeichneten Weg durch Deutschland nach Jerusalem. „Zweifelst du an allem?“, muss sich der aufgeklärte Zeitreisende mehrfach fragen lassen und sich dazu durchringen, Mut und Initiative zu zeigen. Das Ganze in Gewand einer aufwändigen europäischen Co-Produktion, die sich in Sachen Product Place-





ment sowie Zugeständnissen an den Massengeschmack weit aus dem Fenster lehnt und doch spannend und auch lehrreich ist, wenn der Film das Mittelalter der Bauern, Bettler und Waisen zeichnet. Mögen dabei noch so ausgiebig Tod und Sterben gezeigt werden – nichts kommt an die Spannung und Intensität von „Das Internat“ („Dek Hor“) von Songyos Sugmakanan aus Thailand heran, der die seelischen Nöte des Internatsschülers Ton mit einer handfesten Geistergeschichte verbindet; erst als Ton keine Angst mehr davor hat, so zu fühlen wie sein verstorbener Freund, setzt sich ein subtiler Erkenntnis- und Lernprozess in Gang.

Nicht minder existenziell ein weiteres zentrales Thema der Filme: die Liebe. Dass man auch angesichts der neuen, mit bislang nichts vergleichbaren Empfindungen manchmal das Herz eines Löwen braucht, erlebt Martin in „Blöde Mützel!“ von Johannes Schmid, einem inszenatorisch redlichen, gleichwohl sympathischen Sommerfilm um Liebe und Freundschaft sowie die Frage, wann man sich und andere wirklich versteht und nicht mehr länger in Vorurteilen und im Vorverurteilen verharrt. Eine von Wehmut und Melancholie, Wärme und Charme getragene Lebenserinnerung ist „Mukhsin und ich“ („Mukhsin“) von Yasmin Ahmad aus Malaysia: Die von kindlich-verspielter Zuneigung geprägte, körperlich wie auch seelisch eher noch intuitive Beziehung zwischen dem Mädchen Orked und dem Jungen Mukhsin aus unterschiedlichen sozialen Schichten fokussiert meisterhaft auf das Wesentliche im Miteinander der Geschlechter – so könnte es sein, wenn Respekt und Anerkennung, Liebe und Begehren in Balance blieben. **Horst Peter Koll**

BERLINALE

Alte Wurzeln, neue Wege

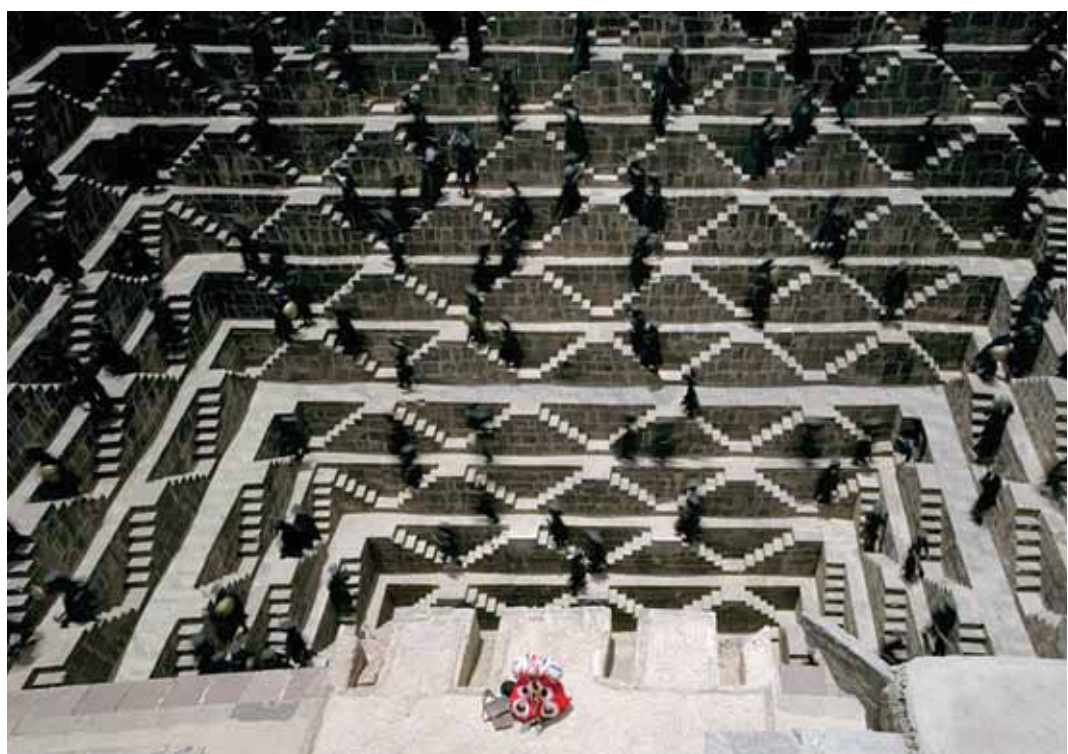


14PLUS – GESPRÄCHE ZWISCHEN DEN GENERATIONEN

Der sektionübergreifende Preis für den besten Erstlingsfilm der „Berlinale“ ging an den indischen Film „Vanaja“ von Rajnesh Domalpalli, der in der Reihe 14plus der Sektion „Generation“ (ehemals Kinderfilmfest) zu erleben war. Einmal mehr wird deutlich, dass derjenige, der bei den Filmfestspielen auf der Suche nach den besonderen Filmerlebnissen ist, das Angebot für den Nachwuchs nicht vernachlässigen darf. „Vanaja“ erzählt mit den aus Bollywood-Filmen bekannten stilistischen Mitteln Tanz, Musik, Farbenpracht und berauschenden Landschaftsbildern die ergreifende und widersprüchliche Emanzipationsgeschichte eines 14-jährigen Mädchens aus einer niederen Kaste als konfliktreiche Parabel auf Indiens Weg in die Moderne.

Der asiatische Subkontinent befreit sich mit bemerkenswerter Energie von dem, was hierzulande lange allein als mystisches Traumziel alternativen Denkens galt, zum Impulsgeber der globalen Ökonomie. Der Bruch mit der Tradition wird dabei nicht als Verlust wahrgenommen, sondern als Möglichkeit, die in der Vergangenheit verankerten Kräfte als Katalysator moderner Entwicklungen zu nutzen. Welch kreatives Spannungsverhältnis sich daraus ableiten lässt, machte auch ein zweiter Film mit indischen Wurzeln deutlich: „The Fall“ von Tarsem Singh, der sich bisher mit Werbefilmen in den USA als Perfektionist moderner Filmästhetik erwiesen hat, kam als ein cineastischer Rausch daher, der sowohl die jugendlichen Zuschauer als auch routinierte Festivalbesucher den Atem

anhalten ließ. Singhs Geschichte führt ins Hollywood der 1920er-Jahre. Bei Aufnahmen für einen Western verunglückt ein Stuntman, was der Film in faszinierenden Schwarz-Weiß-Aufnahmen während des Vorspanns zeigt. Anschließend erzählt der zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankende Mann einem neunjährigen Mädchen im Krankenhaus fantastische, höchst farbenprächtig gezeichnete Geschichten, die fünf Superhelden an wesentliche Orte und Momente der Menschheitsentwicklung führen. Ob die Wüste Gobi, die „blaue Stadt“ in Indien, die chinesische Mauer, die ägyptischen Pyramiden oder die Tempel des alten Griechenlands – an 28 herausragenden Orten dieser Erde wurden Szenen gedreht und dabei faszinierende Landschaftsaufnahmen zu einem gi-



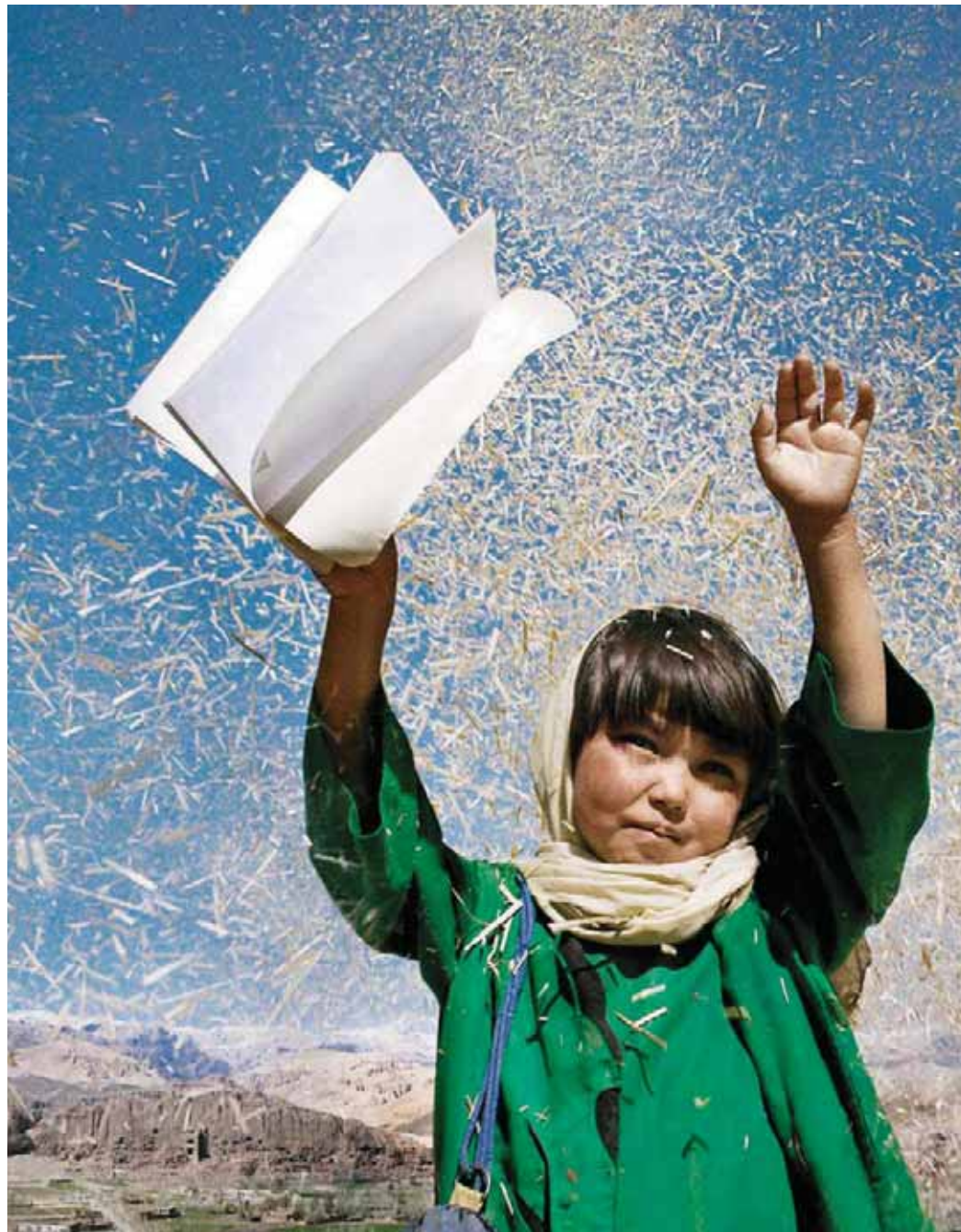


VERBOTENE SPIELE

KINDERFILME IN DER SEKTION „GENERATION“

Es war der Besuch von lieb gewonnenen Freunden: Das jüngste Publikum der Kinderfilmreihe „Generation“ hatte vor zwei Jahren die sechsjährige Winky ins Herz geschlossen, die in „Ein Pferd für Winky“ mit ihrer Mutter aus China in ein holländisches Küstenstädtchen gekommen war und sich der neuen Lebenssituation anzupassen hatte. Dabei ging sogar Winkys großer Traum, dass ihr der Nikolaus ein eigenes Pferd bringt, über Umwege in Erfüllung. Nun, bei der „Generation“ 2008, war Winky wieder da: „Wo ist Winkys Pferd?“ („Waar is het Paard van Sinterklaas?“, Niederlande/Belgien) von Mischa Kamp erzählt weitere Geschichten aus dem Alltag des Mädchens, das sich mit Mitschülern und der (moderaten) Bevormundung der Erwachsenen arrangieren muss, vor allem aber auf der Suche nach einem zwar noch kindlichen, gleichwohl sehr bewusst gewählten Standpunkt ist. Das geschieht in einem liebenswerten, gänzlich unangeregten Spielrahmen, bei dem selbst ethnische Unterschiede kaum noch ein (Reibungs-)Thema, sondern selbstverständlich integrierte Elemente in einem Lebensgefüge sind, das Kindern Sicherheit, Selbstvertrauen und die Chance auf eine eigene Entwicklung bietet. Filmisch kommt das vielleicht etwas zu überraschungslarm daher, doch der unschätzbare Wert eines solch „sanften“ Lebensentwurfs vermittelt sich aufs Schönste bereits den kleinsten Zuschauern.

„Wo ist Winkys Pferd?“ war der Eröffnungsfilm des Wettbewerbs, was eine klug gewählte Platzierung war, sensibilisierte sie so doch für die weiteren Entdeckungen im vielfältigen Wettbewerbsprogramm. Dabei bot die Fallhöhe an Themen und Stoffen diesmal schwindelerregende Extreme, sodass man sich fragte: Wohin geht die Reise, nicht nur für das wie immer aufmerksame, begeisterungsfähige Kinderpublikum dieser „Berlinale“-Sektion, sondern auch für die Veranstalter, die das Programm aus zehn Filmen für Kinder zwischen fünf und 13 Jahren zusammenstellten? Waren die Untiefen der in Details zwar hübschen, insgesamt aber ernüchternd fantasie-



armen, bisweilen belanglosen Comic-Verfilmung „Auf in den Westen, Lucky Luke!“ („Tous à l'ouest! Une aventure de Lucky Luke“ von Olivier Jean-Marie, Frankreich) das Signal für eine neue Form der Anpassung an das (ja durchaus berechnete) Unterhaltungsbedürfnis von Kindern? Dass ausgerechnet dieser Zeichentrickfilm mit dem Großen Preis des Deutschen Kinderhilfswerks, also der Jury der Erwachsenen, geehrt wurde, macht nachdenklich: Der Film zelebriert „die Freude, die uns das Kino bereiten kann“, heißt es in der Begründung – schön und gut, aber ein solches Bewertungskriterium dient wohl eher der nostalgischen Freude von Erwachsenen als dass es dem wichtigen Anspruch gerecht würde, mit filmisch möglichst kreativen Mitteln Kindern ebenso spielerisch wie ernsthaft die Welt zu erklären. Das gelang dem zweiten Zeichentrickfilm im Wettbewerb, „Fahrradmücken und Tanzmücken“ („Cykelmyggen og Dansemyggen“) von Jannik Hastrup/Flemming Quist Möller aus Dänemark viel besser, der keine standardisierten (Comic-)Muster nachbetet, sondern mit individueller, charaktervoller Handschrift kleinsten Kinogängern sympathisch-amüsante Einblicke ins Liebes- und Abenteuerleben von Mückenmädchen und -jungen beschert.

Es war Sache der Kinderjury, die den „Gläsernen Bären“ verleiht, die Verhältnisse zu rechtzurücken: Ihre Entscheidung zugunsten des komplexesten und beklemmendsten Films im Wettbewerb war ebenso mutig wie Mut machend. Unterm Strich handelt auch „Buddha zerfiel vor Scham“ („Buda Az Sharm Foru Rikht“, Iran/Frankreich) der gerade mal 19-jährigen Regisseurin Hana Makhmalbaf davon, spielerisch die Welt zu erklären, doch in der Welt der sechsjährigen Bakhtay gibt es weder Harmonie noch Geborgenheit – was es hier zu erklären gilt, ist eine höchst widersprüchliche, von Hass, Krieg und Fanatismus gezeichnete Welt, in der vor allem Frauen und Mädchen nichts zählen und der Einzelne ohnmächtig der Willkür einer sich beschleunigenden gesellschaftlichen Gewalt ausgeliefert ist. Bakhtay lebt mit ihrer Mutter in einem Felsendorf in Afghanistan, zu Füßen der riesigen Buddha-Statuen, die das Taliban-Regime gesprengt hat. Sehnlichst wünscht sie sich, zur Schule zu gehen, und allein die beharrliche Kraft, mit der sie sich ein Schulheft besorgt, ist eine Odyssee für sich, aber längst noch nicht das Ende des Films. Ausgerüstet mit dem Schulheft und dem Lippenstift der Mutter als Schreibersatz, gerät Bakhtay in die Fänge von Jungen, die Taliban spielen und sie als Geisel nehmen. Das sich nach Bildung und Geschichten sehnde Kind wird von den nahezu Gleichaltrigen als „Terroristin“ und „Ungläubige“ beschimpft, die die göttliche Ordnung in Frage stellen würde. „Kehre zurück auf den Pfad Gottes und bereue!“, fordern die Jungen und spielen die von den Erwachsenen gelebten Vorgaben durch, ohne sie hin-

terfragen zu können. In der Stilisierung einer „verlorenen“ Kinderwelt werden schonungslos Grausamkeit und Gedankenlosigkeit des alltäglichen Lebens aufgezeigt, wird der Verlust der Unschuld durch den Krieg beklagt, womit der Film deutlich an René Clements Klassiker „Verbotene Spiele“ (1952) anknüpft. „Der aufregende, mitreißende und zugleich erschreckende Film“, so erklärte die Kinderjury, „führte uns vor Augen, dass es nichts nützt, Soldaten in eine Region zu schicken. Hier helfen nur Menschen, die den Kindern beibringen, dass Gewalt keine Lösung ist.“

Angeichts eines solch wuchtigen und wichtigen Films verblassten, zumindest vorübergehend, spielerische Fantasy-Sujets wie „Kung Fu Kid“ („Kung Fu Kun“) von Issei Oda, der mit japanischen Unterhaltungsstandards vertraut macht, indem er sorglos-naiv Power Rangers, Spy Kids und Kung Fu kreuzt. Auch „Die zehn Leben der Titanic“ („Titanics ti liv“) von Grethe Bøe aus Norwegen schien da zunächst nicht bestehen zu können – und doch holt einen besonders dieser spannende und einfallsreiche, technisch perfekte Fantasy-Film auf den Boden der Realität zurück, die sich ja eben doch auch aus schöpferischem, dem Leben zugewandtem Spiel speist. „Titanic“ heißt eine Katze, die quasi aus dem Jenseits im Leben des Mädchens Liv auftaucht, um sie in vielen rätselhaften Andeutungen vor einem drohenden Schiffsunglück zu warnen, wobei sich Liv und der Nachbarsjunge Thomas auch einem in der Welt verbliebenen Rest an Wundern und Nichterklärbarem stel-

len müssen. Innerhalb dieses weit gefassten thematischen Koordinatennetzes relativiert sich die Kritik an vermeintlich (zu) anspruchsarmer Kinounterhaltung für Kids und verdeutlicht, dass auch diese ihren Stellenwert hat. Vor allem aber wachsen auch Verständnis und Auffassungsbereitschaft für jene wichtigen Filme, die traditionell ihren Platz in der „Generation“ haben, wobei in diesem Jahr eine Hinwendung zum Dokumentarischen sichtbar wurde: „Mutum“ von Sandra Kogut erzählt still und zunehmend dialogärmer, eindrucksvoll und intensiv vom schwierigen Dasein des zehnjährigen Thiago in der brasilianischen Steppe, wo er mit der Lieblosigkeit des Vaters und dem Verlust seines sterbenden Bruders klarkommen muss; „Chop Shop“ (USA) von Ramin Bahrani beschreibt realistisch den Alltag des Waisenjungen Alejandro, der sich im New Yorker Stadtviertel Queens mit Zuarbeiten in Autowerkstätten durchschlägt und seinen Traum von einem selbstbestimmten Leben behauptet; in „Eine Blume in der Tasche“ („Flower in the Pocket“) von Liew Seng Tat müssen zwei Brüder ihren Alltag in Malaysia ähnlich selbstständig gestalten, wobei ihnen die auferlegte Verantwortung zwischen ethnischen Unterschieden, Vorurteilen und schulischen Konflikten oft genug zu groß wird. Ihnen wie auch allen anderen jungen Protagonisten geben die Geschichten am Ende stets etwas Tröstendes mit auf den Weg: die Hoffnung, dass es selbst am äußersten Rand der Gesellschaft doch noch eine Zukunft gibt.

Horst Peter Koll

PREISE „BERLINALE“ 2008 KINDERFILMPREISE

Preise der „Generation Kplus“

„Gläserner Bär“ Kinderjury „Buda Az Sharm Foru Rikht“ („Buddha zerfiel vor Scham“) von Hana Makhmalbaf
Lobende Erwähnung „Titanics Ti Liv“ („Die zehn Leben der Titanic“) von Grethe Bøe
Bester Kurzfilm „Nana“ von Warwick Thornton:

Preise der „Generation 14plus“

„Gläserner Bär“ Jugendjury „The Black Balloon“ von Elissa Down
Lobende Erwähnung „Sita Sings the Blues“ von Nina Paley
Bester Kurzfilm „Café com Leite“ von Daniel Ribeiro
Lobende Erwähnung Kurzfilm „Take 3“ von Roseanne Liang

„Generation Kplus“ Internationale Jury

Großer Preis des Deutschen Kinderhilfswerks (bester Langfilm) „Tous à l'ouest! Une aventure de Lucky Luke“ („Auf in den Westen, Lucky Luke“) von Olivier Jean-Marie
Lobende Erwähnung „Mutum“ von Sandra Kogut
Spezialpreis des Deutschen Kinderhilfswerks (bester Kurzfilm) „Min Morbror Tyckte Mycket Om Gult“ („Mein Onkel mochte Gelb“) von Mats Olof Olsson
Lobende Erwähnung „Post!“ von Christian Asmussen und Matthias Bruhn

SEKTION „GENERATION“: DAS KINDERPROGRAMM „KPLUS“

irgendwo in einer der armseigen Behausungen mexikanischer Landarbeiter steht eine billige Plastikuhr, auf deren Ziffernblatt die Firmenbezeichnung „Luxury“ prangt – als „putziger“ Gag dreht sich der Sekundenzeiger dieser Uhr auch noch rückwärts. In einer anderen Hütte sitzt ein Mädchen an einem Webstuhl und arbeitet mit seiner alten Großmutter an der mühevollen Stoffherstellung; es trägt ein rosafarbenes T-Shirt mit einem bunten Schmuckbild und der darüber verlaufenden Aufschrift „Dulce Energía“ – süße Energie, Lebenskraft, Schwung. Man mag gar nicht glauben, dass ein Dokumentarfilm solche frapanten Motive, die so pointiert die ungeschönt beschriebene Realität kommentieren, quasi zufällig am visuellen Wegesrand fand. Doch „Los herederos“ („Die Erben“) von Eugenio Polgovsky aus Mexiko beschreibt viel zu engagiert und seriös die tristen Lebens- und Arbeitsverhältnisse von

Kindern und Jugendlichen in Mexiko, als dass man ihm nicht abnehme, wie arglos und naiv, unverstellt und auch unreflektiert hier die jungen Menschen ihren Alltag und die mit ihm verbundenen täglichen Mühen des Daseins annehmen und akzeptieren. „Los herederos“ ist der erste Dokumentarfilm überhaupt in der Kinderfilmreihe „Generation Kplus“ – ein weiteres mutiges Experiment der neuen Leiterin Mayranne Redpath und ihres Stellvertreters Florian Weghorn in einer Festivalsektion, die schon immer sehr entdeckungsfreudig war. Die ungeteilte Aufmerksamkeit der zuschauenden Kinder war dem ambitionierten Dokumentarfilm gewiss, der ungeschminkt und nahe an der Realität mexikanischer Kinder andockt und zugleich eine poetische, mitunter nachdenklich-besinnliche Verdichtung findet, die es den jungen Zuschauern leicht macht, sich auf diese fremde Welt einzulassen.

In „Los herederos“ ist die Kamera nahezu immer auf Augenhöhe der Kinder und zeigt, wie sie oft wortlos, stets konzentriert und „ergeben“ Wasser vom weit entfernten Bach schleppen, Holz in unwegsamer Waldhöhe sammeln, Haustiere versorgen, Ziegelsteine herstellen, Stoffe weben, die Saat auf den kleinen Landparzellen der Eltern ausstreuen oder aber Tomaten, Paprika und Gurken auf den riesigen Feldern der Großbetriebe ernten – quasi im Akkord und mit strengem Leistungsnachweis und doch auch als familiäres Tagewerk im Beisein selbst der Aller kleinsten, die im schmalen Schatten des Erntelasters vor der Sonne geschützt sind. Die Grenzen sind fließend: Thematisiert der Film die gnadenlose Ausbeutung aller Ressourcen eines Landes – sowohl der Erde als auch der für das schwere Tagewerk noch viel zu jungen Kinder? Oder geht es ihm eher um die kontemplative Beschreibung eines Alltags, der bei

aller Mühe doch auch sichtbar mit positiven Werten besetzt ist: enger Freundes- und Familienzusammenhalt, innere Ruhe, unverstellte Selbstgenügsamkeit im Angesicht der Gegebenheiten, wobei eine einfache Tomate oder ein Schluck Wasser einen hohen Wert bekommen, der sich dem Betrachter höchst intensiv vermittelt?

Man sollte sich diesen mexikanischen Dokumentarfilm immer dann vergegenwärtigen, wenn in Unterhaltungsfilmern allzu sorg- und gedankenlos mit Werten und Wertigkeiten umgegangen wird – etwa wenn in „Lippels Traum“ um des Gags willen davon die Rede ist, dass der Junge Lippel keine Tomaten mag und deshalb entsprechende Speisen verweigert. Nachdem man gesehen und verinnerlicht hat, wie am „anderen Ende der Welt“ Kinder gegen ihren Hunger arbeiten, damit man hierzulande in eine rote Tomate beißen kann (oder eben



„Los herederos“, „Flickan“, „Brendan and the Secret of Kells“ (v. l.)

auch nicht), entwickelt sich zwangsläufig – auch bei Kindern – ein anderes, tieferes Bewusstsein. Natürlich ist dies ungerecht und in Schiefelage argumentiert: „Lippels Traum“ von Lars Büchel, entstanden nach dem Buchklassiker von Paul Maar, will ja nicht mehr als mit vielen Effekten gut unterhalten und tut dies auch solide – blieb aber doch einer der oberflächlichsten Beiträge in einem Kinderfilmwettbewerb, der ansonsten auf einem ästhetisch wie thematisch hohen Niveau stand und dessen Filme immer wieder vor Augen führten, was Kinder angesichts gedanken- und liebloser Erwachsener aushalten und leisten müssen. „Wie ist das Leben?“, wird der junge Protagonist in „Gagma Napiri“ von George Ovshvili (Georgien/Kasachstan) gefragt – und der junge hellwache Tedo mit den „schiefen“ Augen, Flüchtlingskind aus Abchasien, zuckt nur stumm mit den Schultern. Der glänzend inszenierte Film auf den Spuren von Tarkowski und Kiarostami ist ebenso rigoros und intensiv erzählt wie „Flickan“ („Das Mädchen“) aus Schweden (Regie: Fredrik Edfeldt) um einen Sommer über auf sich allein

gestelltes achtjähriges Mädchen, „The Strength of Water“ („Die Magie des Wassers“) von Armagan Ballanyne (Neuseeland/Deutschland) um einen Maori-Jungen, der den Unfalltod seiner Zwillingsschwester verarbeiten muss, sowie das berührende Drama „Mommo“ von Ataylay Tasdiken (Türkei) über zwei Geschwisterkinder, die keine gemeinsame Zukunft haben. Hinter solch substanziellen (Kinder-)Fabeln steht auch der eindrucksvoll „handgefertigte“ Zeichentrickfilm „Brendan and the Secrets of Kells“ („Brendan und das Geheimnis von Kells“) von Tomm Moore und Nora Twomey nicht zurück: eine zauberhafte, visuell überbordende Abenteuerfabel um die Errettung eines sagenumwobenen Buchs, das mit dem gesamten Wissen der Welt gefüllt ist – auch um die Kunst und die Kultur, die es in dunklen Zeiten zu retten gilt. Die jungen Helden all dieser Filme, ob dokumentarisch oder fiktiv, gespielt oder gezeichnet, haben eines gemeinsam: Sie sind die Erben einer brüchigen Welt, mit deren Lieb- und Gedankenlosigkeiten sie leben und umgehen lernen müssen. **Horst Peter Koll**



„2001“, PÄDAGOGISCH

Wie vermittelt man ein „Gefühl von 70mm“? Der zunehmenden Vernetzung innerhalb der „Berlinala“-Sektionen ist es zu verdanken, dass auch dem jüngeren Publikum eine Brücke zur Filmgeschichte geschlagen wurde. So war eine „reguläre“ Vorführung von Stanley Kubricks „2001 – Odyssee im Weltraum“ an einem Freitagmorgen um 9.30 Uhr als „Cross-Section“ mit „Generation 14plus“ zum besonderen Hinschauen gedacht: Schulklassen, aber auch interessierte ältere Zuschauer erhielten die Möglichkeit zu einer museums- und filmpädagogisch begleiteten Aufführung dieses Filmklassikers.

Das Wagnis hätte nicht größer sein können: Ausgerechnet Kubricks kryptisches, metaphysische, philosophische und religiöse Fragen verquickendes Meisterwerk, an dem sich auch 40 Jahre nach seiner Entstehung (nicht nur) die Filmwissenschaft die Zähne ausbeißt, soll für Jugendliche aufbereitet werden? Das Erstaunlichste vorab: Die mit dem Programm avisierte, in ihrer Gruppendynamik als „schwierig“ geltende Zielgruppe der 16- bis 20-Jährigen ließ sich im bis auf den letzten Platz gefüllten Kino „International“ gefangen nehmen. In einem Film, in dem die ersten 30 Minuten ohne Dialoge, dafür mit Musik von Ligeti, Strauss und Khachaturian bestritten werden und damit den aktuellen Sehgewohnheiten des jugendlichen Publikums diametral entgegenstehen, erzielten

die überwältigenden Bilder die angestrebte Wirkung und erzeugten im Kinosaal andächtiges Schweigen.

Erst in der Befragung in der Pause und nach dem Ende der Vorstellung machte sich neben vereinzelter Begeisterung ein gewisser Unmut ob des schleppenden Erzählbaus und der „fehlenden Geschichte“ breit. Doch so sehr von den Filmpädagogen auch auf technische Aspekte des Films eingegangen wurde; die Begeisterung angesichts der formalen Eindringlichkeit geriet zu Gunsten des kaum fassbaren Inhalts von „2001“ verständlicherweise in den Hintergrund. Ein wenig vermisste man die historische Einordnung eines Films, der schon zu seiner Zeit mit den Sehgewohnheiten brach und nicht von ungefähr 1969 bei den „Oscars“ gegen Filme wie „Oliver!“ und „Funny Girl“ keine Chance hatte. Trotz der überwältigenden Bildeindrücke von „2001“ überlagert der Inhalt die Form, sodass eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen „70mm“ nur schwer möglich war – zumal eine Kopie voller Laufstreifen den „Bigger than Life“-Eindruck empfindlich störte.

Vielleicht wäre „West Side Story“ mit seiner überragenden Kopie oder „Baraka“ mit seinem dezidierten Fokus auf das Bild ohne eine Geschichte der bessere „Forschungsgegenstand“ in dieser ansonsten uneingeschränkt begrüßenswerten „Berlinala“-Neuerung gewesen. **Jörg Gerle**

dvd & video

37 264

Elina

Norrbotten ist der nördlichste, am Polarkreis liegende Verwaltungsbezirk Schwedens – und, neben seinen Naturschönheiten, gekennzeichnet durch eine kältebedingt sehr niedrige Luftfeuchtigkeit. Hier, unmittelbar an der Grenze von Schweden und Finnland, lebt im Jahr 1952 die neunjährige Elina mit ihrer schwedischen Mutter Marta und der jüngeren Schwester Irma – unter ärmsten Verhältnissen in einem bescheidenen Haus am Waldrand, nahe einem weiten Moorgebiet. Der Vater, ein finnischer Einwanderer, ist an Tuberkulose gestorben, und auch Elina musste lange wegen Schwindsucht das Bett hüten. Elina kann den Tod des Vaters nicht verstehen und flüchtet immer wieder zur intensiven Zwiesprache mit ihm ins menschenleere Moor. Nun aber ist sie wieder kräftig genug, um zur Schule gehen, wo es vieles nachzuholen gibt; sie wird eine Klasse zurückgestuft und kommt mit Irma in die Klasse der Lehrerin Tora Holm.

Was ein neuer Start ins junge Leben werden soll, wird für Elina bereits am ersten Tag zum Martyrium. Die strenge, standesstolze und dank ihres Bildungsvorsprungs auch mächtige Lehrerin duldet keine finnische Sprache und bestraft Anton, einen Jungen in Elinas Klasse, rücksichtslos dafür, dass er nicht des Schwedischen mächtig ist. Elina besitzt ein zwar noch eher intuitives, gleichwohl tief verwurzelt Empfinden für Gerechtigkeit, solidarisiert sich mit Anton – und wird damit zur Gegnerin für Fräulein Holm. Die mittägliche Essenausgabe, in den Augen der altjüngferlichen Pädagogin eine Geste der Großzügigkeit besonders gegenüber armen Kindern, wird zur Machtprobe: Elina soll essen, Elina aber weigert sich. Auch sie könne finnisch sprechen, sagt sie, also gelte der Essenszug für Anton auch für sie. Die Konfrontation wächst zum Machtkampf: Elina soll sich entschuldigen, Elina aber will sich nicht für etwas entschuldigen, das sie nicht getan hat. Die Lehrerin isoliert das Mädchen zu-



nehmend und behandelt es schlussendlich wie Luft – eine kaum zu ertragende Zwangslage für Elina, die sich nicht beugen will, aber dringend Verständnis und Zuneigung braucht. Als ihr ein junger, aufgeschlossener Lehrer und sogar ihre geliebte Mutter – aus Unkenntnis der Zusammenhänge – den Rückhalt entziehen, flüchtet sich Elina einmal mehr zum geliebten Vater ins Moor. Doch auch das Moor kann unbarmherzig sein: Es duldet, wie Lehrerin Holm, keinen Fehltritt.

Nicht nur die klimatische, sondern auch die Herzenskälte zwischen den erwachsenen Menschen prägt Elinas kleine Welt. Was sich als fortschrittliches und pädagogisch „weises“ Prinzip ausgibt und „Ordnung in dieser Wildnis“ schaffen soll, wie es Fräulein Holm einmal ausdrückt, erweist sich als Form der Diskriminierung gegenüber anderen Nationalitäten, anders Denkenden und sozial Schwächeren. Das Ausgrenzen funktioniert als machtvolle Waffe, deren Wirkung vor allem dadurch schmerzt, dass es mit Erniedrigung und Unterwürfigkeit einhergeht. Welche Einsamkeit und tiefe seelische Verletzung für ein unverstandenes Kind entstehen, vermittelte sich eindrücklich in ebenso stimmungsvollen wie präzise verdichteten (Herbst-)Bildern, die bereits jungen Zuschauern ein intensives Gefühl für Ungerechtigkeit vermitteln: Ein Kind so zu behandeln, als würde es gar nicht existieren – eine erschütternde Vorstellung! Deutlich wie unter dem Brennglas kindlicher (Ein-)

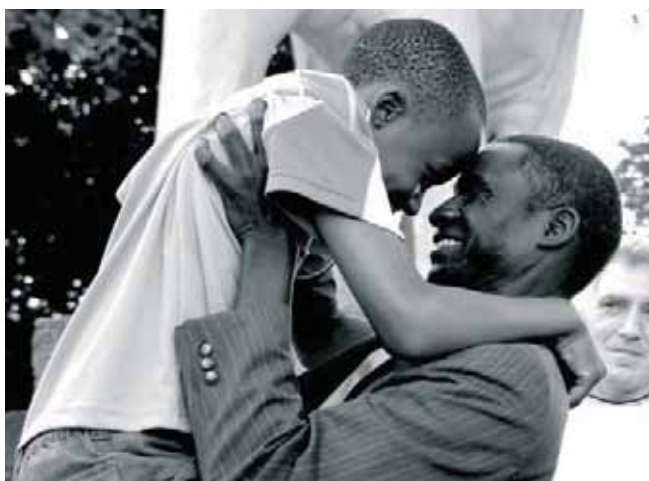
Sicht treten die Konflikte zutage: eine domestizierte, „unterworfenen“ Welt, in der die Menschen mit Disziplin und Strenge (auch gegenüber ihren Wunden und ihrer Trauer) „regieren“, sieht sich dem Widerstand der Kinder ausgesetzt; in deren Gesichtern spiegeln sich (noch) ungebrochene Stärke und Selbstbewusstsein, und ein Sonnenstrahl scheint nicht nur das Filmbild zu füllen, wenn Elina nur einmal kurz lächelt. Wie ein Versprechen auf ein besseres Dasein huscht sie durch den streng auftragenden Birkenwald, wirbelt die äußere Erstarrung mit ihren „rebellischen“ Gedanken durcheinander. Zu Beginn greift sie für eine Sekunde vertrauensvoll nach der Hand der Lehrerin – die ihr abrupt verweigert wird. Hände, Berührungen, Blicke von außen in Innenräume, selbst die Planungstafel im Lehrerzimmer wird symbolisch aufgeladen. Intuitiv klagt Elina nicht nur Zuneigung, sondern in gleich hohem Maße Gerechtigkeit, Freundschaft und Respekt ein; doch was sie im grimmigen Machtkampf mit der Lehrerin erfährt, sind Unverständnis, Erniedrigung und Demütigung. Erst allmählich spürt sie, dass sie geliebt und gebraucht wird – und es ist eine herrliche Utopie, wenn sie endlich die Solidarität ihrer Mitschüler erringt. Die Welt, die sie in ihrem Herzen trägt, färbt urplötzlich doch auf ihre Umwelt ab. Und vor allem: Elina akzeptiert etwas mehr den Tod ihres Vaters, gerade weil sie etwas von der Schönheit des Lebens verspürt. Man mag das belastete Wort „Kinderfilm“ kaum aussprechen, um keine Vorurteile

Elina

Elina – Som om jag inte fanns/Näkymätön Elina	
Schweden/Finnland 2002	
Produktion	Filmance International/Filmpool Nord/Kinoproduction/Svenska Filminstitutet
Produzenten	Charlotta Denward, Anders Landström, Per-Erik Svensson
Regie	Klaus Härö
Buch	Kjell Sundstedt, nach einem Roman von Kerstin Johansson i Backen
Kamera	Jarkko T. Laine
Musik	Tuomas Kantelinen
Schnitt	Riitta Poikselkä, Tomas Tång
Darsteller	Natalie Minnevik (Elina), Bibi Andersson (Tora Holm), Marjaana Maijala (Marta), Henrik Rafaelsen (Einar Björk), Tind Soneby (Irma), Björn Granath (Arzt), Peter Rogers (Anton)
Länge	80 Min.
FSK	o.A.
Anbieter	Atlas junior

Ein neunjähriges Mädchen im nördlichsten Verwaltungsbezirk Schwedens kommt nach dem Tod seines finnischen Vaters Anfang der 1950er-Jahre in eine neue Schulklasse und wird mit den überstrengen Methoden und Ansichten einer ältlichen Lehrerin konfrontiert. Ein engagiertes, zutiefst bewegendes Plädoyer für ein gerechtes, von Liebe, Freundschaft und gegenseitigem Respekt getragenes menschliches Miteinander, das sich aus dem Blickwinkel eines starken, gleichwohl alle kindlichen Nöte des Ausgrenzens durchleidenden Mädchens Bahn bricht. Hervorragend gespielt und inszeniert. – Sehenswert ab 10.

gegenüber diesem zutiefst berührenden Film zu schüren. Einfühlsam inszeniert, wunderbar von den Kindern wie den Erwachsenen gespielt, geprägt von der poetischen Kamera sowie der subtilen Musik, vermittelt sich die erzählerische Kraft der Fabel nicht zuletzt, weil dem Film alle Ingredienzien einer „erwachsenen“ Inszenierungskunst zuteil wurden. **Horst Peter Koll**



38 437

Hop

Afrikanische Elefanten seien im Gegensatz zu indischen nicht zu zähmen, nur die Pygmäen verstünden sich auf einen geheimen Trick, um sich die Tiere gefügig zu machen: den „Hop“. So erzählt Justin Dieudonné, ein aus Burundi stammender Teenager, zu Beginn des Kino-Debüts von Dominique Standaert seinen belgischen Klassenkameraden. Der Film handelt davon, wie der selbstbewusste, intelligente Justin sich selbst an einem verwegenen-verzweifelten „Hop“ versuchen muss, um einen besonders mächtigen Elefanten zu zähmen, dem sein Vater zum Opfer zu fallen droht: die belgischen Behörden. Die Dieudonnés leben illegal in Belgien, schon seit Jahren. Der Junge, dessen Mutter früh verstarb, ist gut in der Schule, und Herr Dieudonné versucht, so gut es geht in dem fremden Land nicht aufzufallen. Doch aus eigentlich banalen Gründen kommt es zur Katastrophe: Justin möchte ein wichtiges Fußballspiel im Fernsehen anschauen und zapft dafür die Kabelverbindung eines Nachbarn an. Dieser rückt mit seinen Freunden bei den Dieudonnés an, mit offensichtlichem Spaß daran, die schwarzen Hausgenossen demütigen zu können, und wirft kurzerhand deren Fernsehgerät aus dem Fenster. Es kommt zu Trübel, die Polizei wird eingeschaltet und nimmt nach einer kurzen Verfolgungsjagd Justins

Vater fest, während der Junge fliehen kann. Er findet Unterschlupf bei dem Eigenbrötler Frans, der abgeschieden auf dem Land lebt und, wie sich herausstellt, einst Mitglied einer linken terroristischen Vereinigung war. Frans und seiner freundlichen Haushaltshilfe Gerda gelingt es, den Jungen vor den Nachstellungen der Behörden zu bewahren, doch als klar wird, dass Justins Vater inhaftiert wurde und ihm die Abschiebung droht, reift in seinem Sohn, inspiriert von Frans' Dynamit-Vorräten aus alten Zeiten, ein radikaler Plan.

Präzise im Drehbuch, entfaltet sich „Hop“ wie ein Polit-Thriller und findet gleichzeitig immer wieder Raum für komödiantische Momente; erstaunlich in seiner Bildsprache in schlichtem Schwarz-Weiß, bietet der Film mit starken Bildern großes Kino: Suggestive Raumfantasien von weiten, fast wüst wirkenden Industrie-, Stadt- und Parklandschaften, neben denen Frans' Behausung in einem Wäldchen wie eine Wärmezone wirkt; und immer wieder, als „Seelenlandschaft“, Nahaufnahmen von Kalomba Mboyi als Justin mit ernstem, wild entschlossenem Kindergesicht, der sich trotz allen äußeren Drucks weigert aufzugeben. Selten hat ein Kinderfilm seinem jungen Helden mehr Format verliehen. Leichte Kost ist „Hop“ nicht, er weckt Fragen und Widerspruch und regt seine Zuschauer an, das Handeln der Figuren durchaus kritisch zu überdenken. Eine schön über-

sichtliche Gut-Böse-Aufteilung und damit einhergehende satirische Charakter-Überspitzungen, wie man sie jüngeren Kinofans sonst gerne serviert, werden dem Publikum hier vorenthalten. Um so aufregender und nuancierter ist der Film: in der Beobachtung von Menschen, die gnadenlos in die Enge getrieben werden und trotzdem ihre Würde wahren, in seiner Zeichnung einer latenten Fremdenfeindlichkeit, im Skizzieren zunächst verschlossen-wortkarger, sich erst langsam öffnender Charaktere, im Entwerfen vertrackter moralischer Konflikte, die in einem furiosen Showdown gipfeln. **Felicitas Kleiner**

Hop

Hop
Teils schwarz-weiß. **Belgien 2002**
Produktion Executive Prod./Signature Films/Sokan/R.T.B.F.
Produzenten Dominique Standaert, Michel Houdmont, Thierry de Coster
Regie und Buch Dominique Standaert
Kamera Remon Fromont
Musik Vincent D'Hondt
Schnitt Dominique Lefever
Darsteller Kalomba Mboyi (Justin), Jan Decler (Frans Misonne), Antje de Boeck (Gerda Van Hove), Ansou Diedhiou (Dieudonné), Alexandra Vandernoot (Kommissarin Taminaux), Serge-Henri Valcke (Innenminister), 89 Min.
Länge ab 12
FSK absolut MEDIEN
Anbieter (O.m.d.U.)

Ein aus Burundi stammender, in Belgien lebender Teenager, dessen Vater als „Illegaler“ verhaftet wird, kann sich der Polizei entziehen und findet Zuflucht bei einem ehemaligen linken Terroristen und dessen Haushälterin. Durch die Dynamit-Überreste des Mannes inspiriert, reift in dem Jungen ein verzweifelter Plan. In suggestiven Schwarz-Weiß-Bildern entfaltet sich der Film als Jugenddrama mit Zügen eines Polit-Thrillers und komödiantischen „Atempausen“. Das Fehlen klarer Gut-Böse-Schemata fordert dazu heraus, das Handeln der Charaktere kritisch zu überdenken. – Sehenswert ab 12.

38 438

Animal – Gewalt hat einen Namen

Animal
USA 2005
Produktion Animal Film
Produzent Kip Konwiser
Regie David J. Burke
Buch David C. Johnson
Kamera P.J. López
Musik Chris Thomas King
Schnitt Erik C. Andersen
Darsteller Ving Rhames (James „Animal“ Allen), Terrence Howard (Darius Allen), Jim Brown (Berwell), Chazz Palminteri (Kassada), Faizon Love (Double T), Paula Jai Parker (Reecy)
Länge 93 Min.
FSK ab 16
Anbieter Koch Media (16:9, 1.78:1, DD5.1 engl./dt., dts dt.)

Laute Abspann basiert der Film auf einer Idee des Hauptdarstellers Ving Rhames. Man glaubt es gern, denn bei „Animal“ steht das Konzept im Vordergrund und teilt die Geschichte sauber in zwei Hälften: In der ersten Hälfte landet der afro-amerikanische Schwerverbrecher James „Animal“ Allen im Gefängnis und führt sein Leben hinter Gittern weiter nach dem Gesetz der Straße, bis ihm ein Mitinsasse ein Buch von Malcolm X in die Hände drückt und ihn darüber aufklärt, dass Gewalt unter Schwarzen der weißen Vorherrschaft in der US-Gesellschaft in die Hände spielt. Damit beginnt die zweite Hälfte, in der James jenseits der Anstaltsmauern seinen Ghetto-Brüdern im Allgemeinen und seinem Sohn im Besonderen ein Vorbild sein will. Filme über das Dilemma von ehemaligen Kriminellen, die nach ihrer Haftentlassung den Versuchungen und Anfeindungen des alten Milieus zu widerstehen suchen, hat man oft genug gesehen; der Umstand, dass „Animal“ die Abkehr von der Gewalt nicht nur als privates, sondern auch als politisches Problem begreift, bereichert die Geschichte kaum um wesentliche Aspekte. Die Kluft zwischen pädagogischem Anspruch und dramatischem Potenzial von Story und Inszenierung bleibt zu groß, als dass man vom Sendungsbewusstsein des Films erfasst würde – insbesondere, wenn man nicht der Zielgruppe angehört. – Ab 16. **René Classen**





36 059

Ikingut – Die Kraft der Freundschaft

Ikingut

Island/Norwegen/Dänemark 2002
 Produktion: Filmhuset/The Icelandic Film Corporation/Zentro-pa
 Produzenten: Fridrik Thor Fridriksson, Hrönn Kristinsdóttir, Egil degard, Anna Maria Karlsdóttir
 Regie: Gísli Snaer Erlingssson
 Buch: Jón Steinar Ragnarsson
 Kamera: Sigurdur Sverrir Pálsson
 Musik: Vilhjálmur Guðjónsson
 Schnitt: Sigvaldi J. Kárason, Skule Eriksen
 Darsteller: Hjalti Rúnar Jónsson (Bóas), Hans Tittus Nakinge (Ikingut), Pálmi Gestsson (Thorkell), Magnús Ragnarsson (Vater Jon), Freydis Kristófersdóttir (Asa), Finnur Guðmundsson (Illugj), Elva Osk Olafsdóttir (Gudrun), Sigurveig Jónsdóttir (Sólveig)
 Länge: 87 Min.
 FSK: ab 6
 Anbieter: Matthias Film/Bundesverband Jugend und Film (nichtgewerblicher Vertrieb)

Eine Siedlung im hohen Norden Islands gegen Ende des 17. Jahrhunderts: Hier lebt der elfjährige Junge Bóas in einer kleinen Gemeinde, die in diesem strengen Winter ganz besonders hart mit den eisigen Kräften der Natur zu kämpfen hat. Packeis treibt auf die Küste

zu, das Fischen scheint unmöglich, die Vorräte schrumpfen zusehends. In solch extremer Situation zeigt sich um so deutlicher der Riss, der sich durchs Gemeinschaftsleben zieht: auf der einen Seite stehen die christlich „sozialisierten“ Bewohner, die regelmäßig die kleine Kirche besuchen und daran glauben, dass ihr Weg von Gott gelenkt ist; auf der anderen leben viele noch im Unglauben und in der heidnischen Angst vor dunklen Mächten, Dämonen und bösen Geistern.

Für Bóas, den Sohn des Pfarrers, ist dieser Gegensatz kein sonderlicher Widerspruch; er wächst mit beiden „Anschauungen“ auf und denkt vor allem nur an die abenteuerliche Seite seiner Entdeckung, als er eines Tages lauthals verkündet, dass er ein kleines weißes „Ungeheuer“ gesehen habe. Die kleine Gemeinde aber gerät in starke Turbulenzen und eine schwere existenzielle Zerreißprobe: Das bedrohliche fremde Wesen entpuppt sich zwar als ein sympathischer Eskimojunge, gekleidet in ein weißes Robbenfell, doch seine unverständliche Sprache, sein ungewohntes Verhalten, ja seine Fremdheit ganz allgemein lassen viele eher an einen Dämon glauben. Bóas' Familie nimmt den Jungen indes freundlich auf, und zwischen Bóas und Ikingut, wie man den Eskimojungen nennt, weil er selbst dieses Wort häufig gebraucht, entwickelt sich

eine tiefe Zuneigung, die keiner gemeinsamen Sprache bedarf. Ikingut rettet Bóas das Leben, gemeinsam fangen sie Fische und tauschen ihr Wissen und ihre Erfahrungen aus. Doch das Glück ist durch die Zivilisation der Menschen ebenso wie deren Ängste bedroht: Ikingut wird bei der Obrigkeit angeschwärzt, der arrogante, machtgierige Gemeindevorsteher lässt den Jungen einsperren. Solcher Willkür wollen sich aber die Kinder nicht beugen: Bóas startet mit seiner Schwester Asa eine Rettungsaktion, die für Abenteuer und Gefahren sorgt, am Ende aber doch zum Guten führt. Ikingut wird auf einem Walfangschiff in seine Heimat zurückkehren – ein schwerer Abschied für die Freunde. Ikingut, das erklärt am Ende der norwegische Kapitän des Walfangschiffes, heißt nichts anderes als Freund, und so haben alle den fremden Eskimojungen immer schon „Freund“ genannt, auch wenn es ein langer und steiniger Weg bis zu der Erkenntnis war, dass Freundschaft die unverbrüchliche Grundlage dafür ist, Ängste und Misstrauen gegenüber dem vermeintlich bedrohlichen Fremden zu überwinden. Im Grunde ist also dieser stimmungsvolle, teilweise recht spannende, stets aber amüsante und lustige Kinderfilm eine perfekte „Studie“ über die menschliche Zivilisation, über Fremdenhass und Vorurteile, Toleranz und christliche Nächstenliebe. All dies würde freilich nicht funktionieren,

wenn „Ikingut“ nicht zuallererst ein stimmungsvoll erzähltes, hervorragend ausgestattetes und inszeniertes Kinoabenteuer für Große und Kleine zugleich wäre. Es ist beneidenswert zu erleben, wie viel Sorgfalt und Zuneigung in die Gestaltung gesteckt wurde: von der „satten“ Musik, die die Emotionen geschickt lenkt und vertieft, bis zu den stimmungsvollen Bildern, die die Eiseskälte der nordischen Einöde in Kontrast zu der Wärme der Innenräume und schließlich auch zur Herzenswärme der Menschen setzt. Wieder einmal sind es dabei die Kinder, die noch vorurteilsfrei aufeinander zu gehen können, während die Erwachsenen bereits vor 300 Jahren zunächst einmal ihren Panzer ablegen müssen, um einen Wert wie Toleranz anzuerkennen und zu begreifen, dass nur das vorurteilsfreie Miteinander der Kulturen eine Zukunft verspricht. Gegen Ende verliert der Film etwas von seinem erzählerischen Rhythmus, manches geht etwas zu schnell, und die Versöhnung aller Fronten während eines Fests ist eine etwas zu schön gefärbte Utopie. Doch wo, wenn nicht im Kino, hätte ein solches versöhnendes Schlussbild seinen berechtigten Platz?

Anmerkung: Leider ist „Ikingut“ nicht im Kino zu sehen, obwohl er die große Leinwand verdient hätte. Der Film wird aber immerhin von Matthias Film und dem Bundesverband Jugend und Film zum Kauf mit der Lizenz für nichtgewerbliche öffentliche Vorführungen angeboten. Kinder- und Jugendfilm-Initiativen können sich dadurch einen eigenen Bestand mit herausragenden Filmen schaffen und diese in ihren Veranstaltungen einsetzen. „Ikingut“ wird zudem als „DVD educativ“ präsentiert: Attraktives Zusatzmaterial dient der vertiefenden pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Film, wobei sowohl der filmischen Dramaturgie als auch den ethischen Aussagen der Fabel angemessen Beachtung geschenkt wird. Horst Peter Koll

38 747

Der Italiener

Kinder, die für Dollars verkauft werden: Mit unserem Land geht es bergab“, seufzt resigniert ein alter Mann, Wärter in einem Waisenhaus. Aus einem solchen heruntergekommenen Ort, der keine Zuneigung und Wärme kennt, ist der sechsjährige Vanya geflohen – obwohl er als „Ausgewählter“ eigentlich die Chance auf ein „besseres Leben“ bekommen hatte: Ein italienisches Ehepaar, reiche, naive und ahnungslose Ausländer, tauchten eines Tages im tiefsten Winter in der verschneiten Einöde auf, um ausgerechnet ihn für die Adoption auszuwählen – für viel Geld, das eine geschäftstüchtige „Vermittlerin“ einstecken wird, die sich nicht dafür interessiert, woher die Kinder und Jugendlichen kommen, welches Schicksal sie erfahren haben. Doch Vanya, für sein Alter bereits viel zu erfahren und ernüchtert, stellt sich Fragen: „Hat man mich verloren oder verlassen? Was geschieht, wenn mich meine echte Mutter holen kommt und ich nicht mehr da bin?“ Seine zwar kindliche, aber gleichwohl unbeugsame Art, gegen alle Rückschläge anzugehen, Schmerz und Leid ebenso zu ertragen wie Angst und Hunger, weckt die Solidarität der anderen Heimkinder, die sich ihrerseits im Überlebenskampf organisiert haben und ihm immer ein Stück weiter zu Erkenntnis und Flucht verhelfen – zur Suche nach seiner wahren Mutter, während sich die „Vermitt-



lerin“ gnadenlos an seine Fersen heftet und alles aufbietet, was man mit Geld kaufen kann, um den Ausreißer wieder einzufangen.

Beklemmend düster beschreibt „Der Italiener“ eine korrupte und desillusionierte russische Gegenwartswelt, die man kaum ertragen könnte, würde sie nicht von Vanyas offenem Gesicht, seiner Hoffnung und seiner Unvoreingenommenheit im Blick auf die „heimnisvollen Geschöpfe, die man Menschen nennt“ (wie man es ihm aus dem „Dschungelbuch“ vorgelesen hat), aufgehellet, ja geradezu überstrahlt. Behutsam spielt der Film mit Symbolen wie dem permanenten Blick der Kinder aus den Fenstern auf eine Welt, von der sie ausgeschlossen sind, oder dem Wortspiel mit der „Endstation“, an die man allzu schnell geraten kann und wo sich sogar eine Frau, deren Sohn bereits verschachert wurde, umbringt. Die erschütternde und vermeintlich unveränderbare Tristesse im Kin-

derheim verdichtet der meisterhaft inszenierte Film zu einer tarkowskijischen Elegie, ohne dabei je den präzisen analytischen Blick auf die Ausbeutungsmechanismen einer herzlosen, inhumanen Gesellschaft zu schwächen. Die Heimkinder sind lediglich eine Ware im lukrativen Geschäft mit der Adoptionsvermittlung ins Ausland, dem sich Vanya zunächst intuitiv, dann immer bewusster widersetzt. Statt sich zu freuen, dass er bald ein „Italiener“ wird, sucht er unbeirrt seine leibliche Mutter, was eine mühevollen, schmerzvollen und entbehrungsreichen Odyssee auslöst, mit der sich der Film zum spannenden Road Movie auf den Pfaden einer seelisch wie moralisch heruntergekommenen, an Werten armen russischen Gegenwart wandelt. Mag die Realität dabei aber auch noch so ernüchternd sein: Gegen jede Vernunft will der Film nicht resigniert begeben, saugt vielmehr die wenigen Gesten der Gemeinschaft und Solidarität förmlich auf und verdichtet die Suche des blonden, hübschen Jungen zur vehement geführten, „störrischen“ Utopie, die für eine Rückkehr ins Leben, für die in seinen Augen immer noch mögliche Rückbesinnung auf Menschlichkeit eintritt – für die Rück- und Umkehr eines ganzen Landes. Am Ende bleibt Vanyas ungebrochener, zuversichtlicher Blick aus einem verwundeten, schmutzigen Gesicht. „Junge, suchst du mich?“, fragt seine ahnungslose Mutter, die man nur aus dem Off hört. Woraufhin, ebenfalls aus dem Off, ein Brief Vanyas an seinen Freund verlesen wird, der in die Zukunft und ein mögliches besseres Dasein blicken lässt. Wer mag

38 748

The Black Cat

Edgar Allan Poes grausige Erzählung „Der schwarze Kater“ aus dem Jahr 1843 gehört zu den am häufigsten verfilmten Kurzgeschichten des amerikanischen Romanciers, der derzeit gerade wieder eine filmische Renaissance zu erleben scheint. Dabei hat Stuart Gordon, der den Stoff als Grundlage für den ersten Teil der zweiten Staffel „Masters of Horror“ auswählte, einen interessanten Kniff gefunden, die Geschichte auch einem kundigen Publikum schmackhaft zu machen. Gordon, inzwischen 60-jährige Regielegende des Slasher-Horrors („Re-Animator“), hat aus seiner Vorliebe für Genreklassiker wie H.P. Lovecraft und Edgar A. Poe nie einen Hehl gemacht und inszenierte „The

Black Cat“ ganz akkurat im Ambiente der Entstehungszeit. Sein Lieblingsdarsteller Jeffrey Combs spielt den berühmten Schriftsteller Poe, der im Folgenden am eigenen Leibe Ereignisse erlebt, die ihn schon bald zur Titelgebenden Geschichte inspirieren werden. Als gebeutelter Künstler ertränkt er seinen „Writers Block“ in Alkohol und Drogen und kann immer seltener unterscheiden, ob das Drama seiner

Existenz gerade in Traum oder Wirklichkeit tragisch endet. Einziger Halt im Hier und Jetzt ist Poes Frau Virginia, die den immer jähzorniger werdenden und sich in sadistischen Gedankenspielen verlierenden Mann vor der aufgebrauchten feinen Gesellschaft schützt. Vor allem ist es Virginias schwarzer Kater, der den Dichter regelmäßig zur Weißglut bringt – mit fatalen Folgen.

Auf virtuose Weise spielt der sonst eher auf explizite Schockeffekte zielende Gordon mit den Wirklichkeitsebenen im Film: Was passiert im Kopf des Künstlers, was scheint real? Welches der mitunter drastischen Geschehnisse hat tatsächlich direkte Konsequenzen auf das Leben der Protagonisten, und was ist nur eine Matrix für den desolaten Zustand eines Genies? „The Black Cat“ ist ein raffiniertes Vexierspiel über einen Klassiker der Literaturgeschichte sowie darüber, wie er vielleicht entstanden sein könnte. Jeffrey Combs bietet in dem knapp einstündigen Horrordrama eine seiner besten Leistungen. Unterstützt wird er dabei durch ein beachtliches Makeup, das den Darsteller ähnlich verblüffend verfremdet wie einst Nicole Kidman in „The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (fd 35 876). **Jörg Gerle**



da noch von „Kinderfilm“ sprechen? Dabei ist es im besten Sinne des Wortes einer: ein Film mit Kindern und über Kinder, aber bei weitem nicht nur für Kinder. **Horst Peter Koll**

Der Italiener

Italianetz
Russland 2005
Produktion Lenfilm/Tulos Cinema
Produzent Andrej Romanow
Regie und Buch Andrej Krawchuk
Kamera Alexander Burow
Musik Alexander Knaifel
Schnitt Tamara Lipartija
Darsteller Kolya Spiridonow (Vanya Solntsew), Mariya Kuznetsowa (Madame), Nikolai Reutow (Grisha), Yuri Itskow (Schuldirektor), Andrej Yelizarow (Timokha)
Länge 99 Min.
FSK ab 6
Anbieter absolut MEDIEN Berlinale Edition (O.m.d.U.; 1:1,66/4:3/Dolby Digital 2.0)

Als ein sechsjähriger Waisenjunge von einem italienischen Ehepaar adoptiert werden soll, flüchtet er aus dem tristen Heim und begibt sich auf eine mühevolle Odyssee, um seine leibliche Mutter zu suchen. Beklemmend düster beschreibt der virtuos inszenierte Film eine herzlose, korrupte russische Gegenwartswelt. Nur im Blick und der Haltung des Kindes bündelt sich die unzerstörbare Hoffnung auf eine Rückbesinnung auf Menschlichkeit und Solidarität. Kein „Kinderfilm“ im üblichen Wortsinn, sondern vielmehr ein Film mit Kindern und über Kinder als wertvolles Versprechen für eine bessere Zukunft. – Sehenswert ab 10.

The Black Cat

Masters of Horror: The Black Cat
USA/Kanada 2007
Produktion Starz Prod./Nice Guy Prod./Industry Entertainment/Reunion Pictures
Produzenten Lisa Richardson, Tom Rowe, Adam Goldworm, Ben Browning
Regie Stuart Gordon
Buch Dennis Paoli, Stuart Gordon, nach einer Erzählung von Edgar Allan Poe
Kamera Jon Joffin
Musik Richard Ragsdale
Schnitt Marshall Harvey
Darsteller Jeffrey Combs (Edgar Allan Poe), Elyse Levesque (Virginia Poe), Aron Tager (George Graham), Eric Keenleyside (Sgt. Booker), Christopher Heyerdahl (Rufus Griswold)
Länge 56 Min.
FSK ab 16
Anbieter Splendid Film

Stimmungsvoll inszenierter Gruselfilm nach Edgar Allan Poes Erzählung „Der schwarze Kater“ (1843). Der Schriftsteller Poe ertränkt seine Schreibblockade in Alkohol und Drogen und kann immer seltener unterscheiden, ob das Drama seiner Existenz im Traum oder in Wirklichkeit tragisch endet. Virtuos jongliert der in der Hauptrolle hervorragend gespielte Film mit den Wirklichkeitsebenen und betreibt ein raffiniertes Vexierspiel. – Ab 16 möglich.



Die blaue Dahlie (Koch Media)

USA 1946. Regie: George Marshall. Darsteller: Alan Ladd, Veronica Lake, William Bendix. FSK: ab 16.
 Ein Kriegsheimkehrer findet seine Frau der Trunksucht verfallen. Als sie ermordet wird, gerät er unter Tatverdacht. Spannender „film noir“-Klassiker nach einem Drehbuch von Raymond Chandler mit brillanten Dialogen und exzellenter Schauspielerführung. – Ab 16.

Control (Capelight)

Großbritannien/USA/Australien/Japan 2007. Regie: Anton Corbijn. Darsteller: Samantha Morton, Sam Riley. FSK: ab 12.
 Leben, Lieben und Sterben des Post-Punk-Musikers Ian Curtis, dem Sänger der Band Joy Division. Ein eingängiger, durchaus auch schöner, traurig-melancholischer Film. – Ab 14.

Nichts als Gespenster (Universum/Senator)

Deutschland 2007. Regie: Martin Gypkens. Darsteller: August Diehl, Brigitte Hobmeier, Jessica Schwarz. FSK: ab 6.
 Episodenfilm nach Erzählungen von Judith Hermann: fünf kunstvoll miteinander verflochtene Reise- und Liebesgeschichten um Befindlichkeiten, Sehnsüchte, Ausbruchs- und Fluchtfantasien junger Deutscher. – Sehenswert ab 16.

Opfer (absolut Medien)

Schweden/Frankr. 1985. Regie: Andrej Tarkowski. Darsteller: Erland Josephson, Susan Fleetwood, Tommy Kjellqvist. FSK: ab 12.
 Ein Intellektueller zieht angesichts einer angedeuteten atomaren Katastrophe eine radikale Konsequenz, bietet sich Gott als Opfer an, verstummt und zerstört seinen Besitz. Eine wort- und bildgewaltige Vision in Bildern von großer Schönheit und rätselhafter Symbolik. – Sehenswert ab 16.

Persepolis (Universal Pictures)

Frankreich/USA 2007. Regie: Vincent Paronnaud, Marjane Satrapi. FSK: ab 12.
 Erinnerungen einer Exil-Iranerin, die nach Jahren in Österreich beschließt, in ihre Heimat zurückzukehren. Kurz vor dem Rückflug lässt sie ihre Jugend im Reich des Schahs und unter dem Regime der Mullahs Revue passieren. Autobiografisch gefärbter Zeichentrickfilm mit viel satirischem Witz. – Sehenswert ab 14.

Tödliche Versprechen – Eastern Promises (Universum Film)

USA/Kanada/Großbritannien 2007. Regie: David Cronenberg. Darsteller: Viggo Mortensen, Naomi Watts, Vincent Cassel, Armin Mueller-Stahl. FSK: ab 16.
 Eine Krankenhausärztin gerät in den Bannkreis der Russen-Mafia. Intensives Noir-Drama auf hohem dramaturgischen und stilistischen Niveau, hervorragend gespielt. – Sehenswert.

Die verlorene Ehre der Katharina Blum (Kinowelt)

Deutschland 1975. Regie: Volker Schlöndorff. Darsteller: Angela Winkler, Mario Adorf, Dieter Laser. FSK: ab 16.
 Eine junge Frau wird zum wehrlosen Opfer von Polizei, Justiz und Sensationspresse. Effektiv inszenierter Film um aktuelle Streitfragen im Zusammenhang mit der Terrorismus-Debatte der 1970er-Jahre. – Ab 16.

Weitere Premieren

Start 27.3.

Kirschblüten – Hanami & Lars and the Real Girl (= Lars und die Frauen) (Kritiken fd 5/08); **Definitely, Maybe** (= Vielleicht, vielleicht auch nicht) & **Jumper** (Kritiken in dieser Ausgabe)

Start 3.4.

La caja

Spanien 2006. Regie: Juan Carlos Falcón. Mit Angela Molina (Eloisa), Elvira Mínguez (Isabel), Antonia San Juan (Benigna), Vladoimir Cruz (Jorge), María Galiana (Doña Josefa). 113 Min. Verleih: Columbus. Ein Fischerdorf auf den Kanaren in den 1960er-Jahren: Ein wohlhabender und gefürchteter Franco-Anhänger stirbt und wird aus Platzgründen in der Küche einer Nachbarin aufgebahrt. Während sich die nicht sonderlich trauernde Witwe in der Stadt um die Begräbnisformalitäten kümmert, nehmen die Dorfbewohner Abschied von dem Toten. Da fast jeder zu dessen Lebezeiten unter ihm zu leiden hatte, lässt man Rachefantasien freien Lauf. Überzeugend inszenierte und gespielte Komödie mit viel rabenschwarzem Humor, der mitunter unter die Gürtellinie zielt, was aber im reizvollen Kontrast zur sonnendurchfluteten Atmosphäre der Mittelmeer-Insel steht.



Giorni e nuvole

Italien/Schweiz 2007. Regie: Silvio Soldini. Mit Margherita Buy (Elsa), Antonio Albanese (Michele), Giuseppe Battiston (Vito), Alba Rohrwacher (Alice), Carla Signoris (Nadia). 115 Min. Verleih: Filmcoopi.

Ein Paar aus gehobenen Verhältnissen in Genua muss angesichts der Arbeitslosigkeit des Mannes einsehen, dass der gewohnte Lebensstandard nicht zu halten ist. Die Frau arbeitet zwar nach Kräften, doch der unaufhaltsame soziale Abstieg wird zum Prüfstein für die Ehe. Lotete Silvio Soldini in „Brot und Tulpen“ (2000) aus, wie die Liebe das Leben verändern kann, wird nun im Zeichen von Globalisierung und Rationalisierung das Geld zum Prüfstein für die Liebe. Darstellerisch überzeugend, inszenatorisch nicht so dicht wie der Vorgängerkfilm. – Ab 14.

Unser täglich Brot (Kritik fd 2/07); **Prater** (Kritik fd 19/07); **Youth Without Youth** (= Jugend ohne Jugend); **You, the Living** (= Das jüngste Gewitter, Kritik fd 6/08); **Untraceable** (Kritik in dieser Ausgabe)

38 657

Kurzfilmrolle

Kurze Trickfilme zum Lachen sieht jeder gern, nicht nur Kinder ab vier Jahren, für die diese DVD in erster Linie gedacht ist. Alle Beiträge waren zwischen 2002 bis 2006 beim Kinderfilmfest der „Berlinale“ („Generation“) zu sehen, zwölf der 14 Kurzfilme sind Animationen. Fast alle von ihnen traten einen Siegeszug durch die Festivals in aller Welt an. Auch „Vent“ („Wind“, Niederlande 2004, 5 Min.), ein schwarz-weißer Animationsfilm, gehört dazu. Ein Fenster gibt den Blick frei auf graue Aquarell-Wolken sowie auf einen schwarzen Mann als Silhouette, der gegen unsichtbaren Wind ankämpft. Er müht sich ab und wird doch weggeblasen, wogegen das kleine Mädchen mit den Zöpfen, auch ein Schattenriss, nicht weggeweht wird und auch sonst dem Mann überlegen ist, was sich immer dann zeigt, wenn sich das Fenster verschiebt und die Perspektiven auf den Kopf gestellt werden. Einfach und wirkungsvoll, ganz ohne Worte wird so die Angst vor dem Wind genommen, können Kinder über die Erwachsenen lachen. Ähnliches gilt für „Hochbetrieb“ (Dt. 2003, 6 Min.) von Andreas Klein: Ein junger Arbeiter und ein älterer erfahrener Kollege balancieren, turnen, tanzen, hüpfen auf den Stahlkonstruktionen eines Wolkenkratzers. Dabei versucht der eine, dem anderen sein Frühstück zu stehlen, weil er nur einen kleinen Frosch in seiner Lunchbox hat, der prompt ausreißt. Natürlich ist alles animiert, auch wenn die Männer reale Figuren sind. Der Film hat es bis ins Museum of Modern Art in New York geschafft und lief auf mehr als 100 Festivals in aller Welt. (Was aber auf der DVD leider nirgends vermerkt wird, genauso wenig wie man etwas zu den Regisseuren oder zur Machart der Filme erfährt – es gibt nur die Filme pur.)

Zu den Highlights gehört „Pantoffelhelden“ (Dt. 2003, 8 Min.) von Susanne Seidel, ein Animationsfilm über einen Frosch, der sich in eine Fröschin verliebt, die jedoch nur eine Figur auf einem Pantoffel ist, der zufällig in der Wiese landet, was der Frosch lange Zeit nicht merkt (Siegerfilm in Leipzig). Den Kurzfilmpreis der Murnau-Stiftung bekam der ebenso humorvolle wie dezent pädagogische Animationsfilm „Anders-Artig“ (Dt. 2004, 7 Min.) von Christina Schindler. Da ist doch tatsächlich unter den fünf frisch geschlüpften Chamäleons ein recht merkwürdiges Junges: Es ist rot, die Farbe wechseln kann es nicht, und auch sonst ist es irgendwie anders, sodass es die Geschwister meiden, obwohl es doch immer so enthusiastisch und fröhlich auf sie zukommt. Als der Adler ein Junges entführt und nur der „Anders-Artige“ den



Die besten Kurzfilme aus dem Kinder- und Jugendfilmprogramm der „Berlinale“.

1. **„Pantoffelhelden“** Deutschland 2003. Produktion: HFF „Konrad Wolf“. Produzentin und Regie: Susanne Seidel. 8 Min.
2. **„Der Propellervogel“** Deutschland 2005. Prod: Filmakademie Baden-Württemberg. Produzent: Frieder Scheifele. Regie: Jan Locher, Thomas Hinke. 5 Min.
3. **„Wutz & Wiebke“** Deutschland 2005. Produktion: Balance-Film. Produzenten: Grit Wißkirchen, Ralf Kukula. Regie: Leonore Poth. 7 Min.
4. **„Die Dornenhecke“** („Tornehekken“) Norwegen 2001. Produktion: Trollfilm. Produzentin und Regie: Anita Killi. 13 Min.
5. **„Der lächelnde Fisch“** („Wei xiao der yu“) Taiwan 2005. Prod.: Jimmy S.P.A. Company. Produzenten: Patrick Mao Huang, Yusan Lee. Regie: C. Jay Shih, Alan Tuan, Poliang Lin. 10 Min.
6. **„Anders-Artig“** Deutschland 2001 Regie/Produktion: Christina Schindler. 7 Min.
7. **„Die Bizzies und die Kirschen“** („Bizgeci – Cesnje“). Slowenien 2003. Produktion: Casablanca. Produzent: Igor Pedčiček. Regie: Grega Mastnak. 5 Min.
8. **„Captain Bligh“** Deutschland 2003. Produktion: Filmakademie Baden-Württemberg. Produzent: Igor Dovgal. Regie: Derek Roczen. 4 Min.
9. **„Grün“** Deutschland 2006. Produktion: Niky-Bilder. Produzenten und Regie: Kyme Uhlig, Nikolaus Hillebrand. 10 Min.
10. **„Der Riese“** („Velikan“). Scope. Russland 2003. Produktion: CTB Filmcompany. Produzent: Sergej Seljanov. Regie: Alexander Kott. 15 Min.
11. **„Lucia“** Deutschland 2003. Regie/Produktion: Felix Gönnert. 9 Min.
12. **„Rain is Falling“** Scope. Deutschland 2004. Produktion: Idealfilm. Produzentin: Nathalie Amegger. Regie: Holger Ernst. 15 Min.
13. **„Hochbetrieb“** Deutschland 2003. Produktion: Filmakademie Baden-Württemberg. Produzent: Oliver Fink. Regie: Andreas Krein. 6 Min.
14. **„Vent“** Niederlande 2004. Produktion: Il Luster Prod. Produzentin: Jos-marien Jansen. Regie: Erik van Schaaik. 5 Min.

FSK
Anbieter

o.A.
absolut MEDIEN/Matthias-Film
(Edition Generation)

Mut hat, es zu retten, wird er endlich akzeptiert. Ein Plädoyer, in schönen warmen Farben gezeichnet, das auch die Kleinsten verstehen. Zu sehen sind ferner grelle Comics („Die Bizzies und die Kirschen“, Slowenien 2003) über gefräßige gelbe Tiere; die Kleinsten ansprechende Tiergeschichten wie „Der Propellervogel“ (Dt. 2005) um einen Vogel mit umgeschalltem Propeller, der mit seinem Flug andere Vögel stört, sowie der etwas simpel gezeichnete Film „Wutz & Wiebke“ (Dt. 2005) über ein gefräßiges Schweinchen und seine Freundin, eine vergessliche Gans, auf dem Flughafen; eine detailverliebt animierte Geschichte über einen Mann, der sich eine besondere Beziehung zu seinem Aquariumsfisch erträumt („Der lächelnde Fisch“, Taiwan 2005); ein ungewöhnlicher Antikriegsfilm, bei dem die Kanonenkugeln auf einem Schiff Augen haben, gegen den Kapitän meutern und ihn besiegen („Captain Bligh“, Dt. 2003); ein kombinierter Film mit Schauspielern, die so klein sind wie die Farbtöpfe und Tuben und Pinsel bei einer Bildermaal-Aktion („Grün“, Dt. 2006), sowie „Lucia“ (Dt. 2003) über die nächtliche Erkundungstour eines kleinen Mädchen, das im Krankenhaus aufwacht und einen ungewöhnlichen Fisch entdeckt, der ihm wieder Lebensmut macht.

Auch die beiden nicht animierten Filme (in CinemaScope) sind sehr ansprechend. Der einfachere ist „Der Riese“ (Russland 2003) von Alexander Kott: Eines Tages steht ein riesenhafter Mann auf einem Dorfplatz und wirft Schatten wie eine Sonnenuhr. Sein seltsamer Hut ist ein Plateau mit einem Häuschen wie für einen Kuckuck nebst Terrasse und einigen Figuren. Ein kleines Mädchen freundet sich wortlos mit dem Mann an, den bald alle liebgewonnen haben – bis er genauso abrupt wieder verschwindet. Der wie ein Dokumentarfilm daher kommende 15-minütige Spielfilm lebt ganz von den stimmungsvollen Bildern und entführt in eine Welt, die märchenhaft und real zugleich ist. Die DVD lohnt sich allein schon wegen „Rain Is Falling“ (Dt. 2004) von Holger Ernst, der heute in Hollywood lebt und schon seinen ersten Spielfilm drehte. Der vielfach in Deutschland (Murnau-Preis, Sieger Max-Ophüls-Preis) und weltweit prämierte Kurzfilm (15 Min.) ist eine poetische Hommage an das Leben über alle Länder- und Denkgrenzen hinweg. Ein kleines Mädchen geht auf einer staubigen Straße irgendwo in Afrika (gedreht wurde in Marokko) nach Hause, nachdem es vorher am Brunnen Wasser geholt hat. In dem kargen Haus liegt ihre kranke Mutter reglos, wahrscheinlich bewusstlos auf dem Boden. Das Mädchen kümmert sich liebevoll um sie und handelt ohne zu zögern, als aus heiterem Himmel der Regen einsetzt. Weil das Dach leck ist und das Wasser der Mutter schaden könnte, nimmt das Mädchen alle Töpfe und Schüsseln, die es finden kann, und stellt sie wie eine Straße rund ums Lager der Mutter auf. Als es just über dem Kopf der Mutter zu tropfen beginnt, setzt es sich mit einem Trinkglas neben die Mutter und fängt jeden Tropfen auf. Wasser als Lebensspender, Wasser als Bedrohung, ein Kind als zentrale Person, die über die Zukunft und das Leben entscheidet. Die stimmungsvoll fotografierte, dialoglose, fast schon mystische Geschichte ist der herausragende deutsche Kurzfilm der letzten Jahre – vielleicht für Erwachsene noch mehr als für Kinder. – Ab 6. **Andrea Dittgen**



Aristocats (Walt Disney Studios)

USA 1970. Regie: Wolfgang Reitherman. FSK: ab 6.

Die liebenswerten Abenteuer einer Katzenfamilie aus reichem Hause im Paris der Jahrhundertwende. Ein hübscher Disney-Zeichentrickfilm, der von den gut beobachteten Eigenheiten der Katzen lebt. – Ab 6.

Gattaca (Sony Pictures)

USA 1997. Regie: Andrew Niccol. Darsteller: Ethan Hawke, Uma Thurman, Gore Vidal. FSK: ab 12.

In der Zukunft beherrschen genmanipulierte, im Labor gezeugte Menschen die Welt, während die natürlich Geborenen keine Chance zum gesellschaftlichen Aufstieg haben. Elegisch erzählter Science-Fiction-Thriller als anklagende Parabel über die die Menschlichkeit zerstörende Gen-Manipulation. – Sehenswert ab 14.

Hallam Foe (Universal Pictures)

Großbritannien 2007. Regie: David Mackenzie. Darsteller: Jamie Bell, Sophia Myles, Claire Forlani. FSK: ab 16.

Ein junger Mann verdächtigt seine verführerische Stiefmutter, für den Tod seiner leiblichen Mutter verantwortlich zu sein. Der von einem überragenden Darsteller getragene Film verbindet lose zwei Geschichten der Muttersuche miteinander. Ästhetisch ein Hochgenuss. – Sehenswert ab 16.

10 Kanus, 150 Speere und 3 Frauen (Alamode)

Australien 2007. Regie: Rolf de Heer. Darsteller: Crusoe Kurddal, Richard Birrinbirrin, Frances Djalibing. FSK: ab 12.

Während der Jagd einer Sippe australischer Ureinwohner nach Enteneiern wird offenbar, dass der Jüngste die dritte Frau seines älteren Bruders begehrt. Poetisches, bildgewaltiges Drama, das mit viel Humor das Denk- und Wertesystem der Aborigines näher bringt. – Sehenswert ab 14.

Die Frauen (Warner Home)

USA 1939. Regie: George Cukor. Darsteller: Joan Crawford, Joan Fontaine, Rosalind Russell. FSK: ab 6.

Eine Frau und Mutter aus höheren gesellschaftlichen Kreisen New Yorks verliert ihren Mann an einen berechnenden Vamp. Mit Humor, bitterer Ironie und einer Portion Zynismus elegant inszenierte Komödie, in der nur Frauen spielen. Virtuos pendelt der Film zwischen Karikatur und Ernsthaftigkeit. – Sehenswert ab 16.

Der Hals der Giraffe (SchwarzWeiss)

Frankreich/Belgien 2004. Regie: Safy Nebbou. Darsteller: Sandrine Bonnaire, Claude Rich, Louisa Pili. FSK: ab 12.

Ein neunjähriges Mädchen „entführt“ seinen Großvater aus einem Pariser Altenheim, erzwingt eine Familienzusammenführung und bringt ein Gebilde aus Lebenslügen zum Einsturz. Präzise beobachtendes Road Movie, das subtil zwischen Komödie und Melodram wechselt. – Sehenswert ab 14.

Bonnie und Clyde (Warner Home)

USA 1967. Regie: Arthur Penn. Darsteller: Faye Dunaway, Gene Hackman, Warren Beatty. FSK: ab 16.

Die tragisch endende Geschichte eines Gangsterpaars im amerikanischen Südwesten der 1920er-Jahre. Die Außenseiter-Ballade entwickelt sich zum Spiegelbild amerikanischen Bewusstseins in den 1960er-Jahren: Der Mythos des „guten Gangsters“ wird beschworen und zugleich einer kritischen Revision unterzogen.



38 467

Macbeth

William Shakespeares Feldherr Macbeth, der über Leichen geht, um König zu werden, und auf dem Thron schließlich von Gewissensbissen gepeinigt wird, hat sich im Kino rar gemacht. Mitschuldig an mutmaßlichen Skrupeln zeitgenössischer Regisseure könnten Großmeister wie Orson Welles (1947), Akira Kurosawa (1957) und Roman Polanski (1971) sein; letzterer hängte mit seiner packend-naturalistischen Deutung die Messlatte für Nachfolger noch einmal ziemlich hoch. In seiner „Macbeth“-Filmversion bezieht sich der Australier Geoffrey Wright wieder mehr auf die Vorlage, lässt seine Darsteller halbwegs originale Shakespeare-Verse sprechen, wechselt die Schauplätze und liefert in puncto Atmosphäre ein diskutables Setting – im heutigen Melbourne. Die entscheidende Begegnung Macbeths mit den Hexen spielt sich unter den rotierenden Lichtern einer Disco-Tanzfläche ab; statt alter Vetteln flüstern dem tragischen Helden nun aufreizende Girlies Macht- und Mordgedanken ein, statt feuchter Schwaden auf der schottischen Heide wabert Disco-Nebel. So weit, so stimmig. Zum entscheidenden Haken der Verfilmung – wenn man sie denn an der Charakterzeichnung des Shakespeare-Stücks messen will – wird die soziale Verortung der Figuren ausgerechnet in einem Clan von Drogen-Mafiosi. Dadurch, dass der rechtmäßige König Duncan hier zum eiskalten Gangsterboss mutiert, der gleich in der Eingangsszene eine Handvoll Gegner von Maschinengewehrsalven niedermetzen lässt, wird die moralische Fallhöhe des Königsmörders

Macbeth empfindlich abgekürzt. In einer korrupten Gesellschaft, die wohl noch das hierarchische Oben und Unten, aber kein Gut und Böse mehr kennt, wird Macbeths Entschluss, die feige Mordtat zu begehen, zur logischen Zwischenstufe in der Gewaltspirale, fast zur Lappalie verkleinert. Die Hauptfigur entwickelt sich nicht etwa aus der Erfahrung des Scheiterns heraus zum Nihilisten, dem das Leben nur noch als sinnfreies „wandelnd’ Schattenbild“ erscheint, wie es in der Tieckschen Übersetzung heißt; vielmehr ist Macbeth ein Abgeklärter, Hoffnungs- und Zielloser von vornherein – ohne durch besondere Gedankentiefe aufzufallen. Seine Monologe sind stark gekürzt, zudem wird er von dem jungen Sam Worthington gespielt, der zwar trotzig-erhobenen Hauptes, aber ohne spürbare innere Größe in den Untergang marschiert. Victoria Hill gibt eine schwer kokainsüchtige, theatrale, sich in Videoclip-Posen gefallende Lady Macbeth. Hills schlimmes Chargieren in der Schlafwandelszene zählt zu den Tiefpunkten des Films. Dass sich die Darstellerin überhaupt derart in den Vordergrund spielen darf, mag in ihrer Eigenschaft als Mit-Produzentin und Drehbuchautorin begründet liegen. Im Theaterstück verliert die Lady mit ihrem Verstand auch an Bedeutung innerhalb des Dramas, was Orson Welles und Jeanette Nolan in der Verfilmung mustergültig vorgeführt haben. Dass Wright eine stimmige Adaption hätte gelingen können, deuten einige intelligente Lösungen für Probleme an, die sich mit dem Medienwechsel von Bühne zu Film und der Aktualisierung des Stücks ergaben: für die Vision des Dolchs, Symbol für Macbeths zwanghafte Mordgedanken, braucht Wright keinen Spezial-

effekt, sondern nur ein bisschen Zyperngras, das einen messerförmigen Schatten an die Wand wirft, hinter der Duncan schläft. Der Wald von Birnam, der laut dem hinterhältigen Spruch der Hexen erst zum Thronitz Dunsinane wandern müsste, bevor sich der Tyrann ernsthafte Gedanken über seinen Sturz machen müsste, wird zu einem Stoß gefällter Bäume auf einem Holzlaster, mit dem die Rivalen das Gatter der Macbeth-Villa durchstoßen. Schade ist es auch um den atmosphärisch-dichten, subtilen Score von John Clifford White, der Instrumente australischer Ureinwohner wie das Didge-ridoo integriert. Ebenso verschenkt ist die nach wie vor hochaktuelle Fabel vom machtbessenen Potentaten, der die Weltbühne ja keineswegs verlassen hat. **Jens Hinrichsen**

Macbeth	
Australien 2006	
Produktion	Arclight/Film Finance Corporation/Film Victoria/ Mushroom Pictures/ Paradigm Hyde
Produzenten	Martin Fabinyi, Victoria Hill, Jenni Tosi, Geoffrey Wright
Regie	Geoffrey Wright
Buch	Geoffrey Wright, Victoria Hill, nach dem gleichnamigen Bühnenstück von William Shakespeare
Kamera	Will Gibson
Musik	John Clifford White
Schnitt	Jane Usher
Darsteller	Sam Worthington (Macbeth), Victoria Hill (Lady Macbeth), Lachy Hulme (Macduff), Gary Sweet (Duncan), Steve Bastoni (Banquo), Matt Doran (Malcolm), Damian Walshe-Howling (Ross)
Länge	104 Min.
FSK	ab 16
Anbieter	Sunfilm Entertainment

Im Melbourne unserer Tage angesiedelte Adaption des Königsdramas von William Shakespeare, die die Handlung ins Gangster-Milieu verlagert. Trotz überzeugender Inszenierungseinfälle kein rundum überzeugender Film, vor allem weil die beiden Hauptdarsteller nicht die Gedankentiefe ihrer Charaktere ausfüllen und teilweise zum Chargieren neigen. – Ab 16.

38 468

Nenn mich einfach Axel

Es dauert lange, bis sich Axel endlich entspannt und selbstbewusst mit seinem eigenen Namen anreden lässt. Bis der Filmtitel wahr wird, treibt es den Zehnjährigen in einer dänischen Vorortsiedlung durch einen ohnehin nicht allzu tollen Sommer, der ihm weder eine Ferienreise noch eine sonst irgendwie interessante Perspektive bietet. Seine Mutter ist berufstätig, mit der älteren Schwester gibt es oft Streit, der Vater, den Axel schmerzlich vermisst, ist ausgezogen und dem Alkohol verfallen. Nur widerwillig lässt sich der Junge auf einen Gesangswettbewerb ein, den ein Sommer-Jugendclub anbietet, zumal ihm die beiden etwa gleichaltrigen Mädchen Annika (aus einer „normalen“ dänischen Bürgerfamilie) und Fatimah (aus einer muslimischen Großfamilie) weit weniger fesselnd erscheinen als die „Insignien“ einer ihm ebenso fremden wie ihn exotisch anziehenden Glaubensrichtung: Axel findet es „cool“, ein Moslem zu sein, weil er dann in schicken Autos mitfahren und ein Goldkettchen tragen kann; dass er kein Schweinefleisch essen, keinen Hund anfassen darf und sich beschneiden lassen müsste – das ließe sich alles regeln, wenn er dann erst einmal Achmed hieße. Bald lernt er den freundlichen Imam kennen, besucht sogar ein Gebetshaus und lernt viel – vor allem über sich selbst, seine Verantwortung für sich, seine beiden Freundinnen und den Wettbewerb.

Es ist spannend und in gleichem Maß höchst amüsant zu verfolgen, wie Axel der ihm fremden Religion als Orientierungspunkt im verwirrenden Koordinatensystem seines noch jungen Lebens begegnet. Nicht dass er sich explizit mit Gott/Allah und dem muslimischen Glauben auseinandersetzen würde; es sind eher die äußerlichen Rituale, die ihn faszinieren und ihm attraktiv erscheinen, ohne dass er sie auf Sinn und Zweck hinterfragt. Ebenso kindlich-naiv wie spielerisch-neugierig, vor allem aber vollkommen vorurteilsfrei, spontan und offen lässt er sich auf seine neuen Erfahrungen und Begegnungen ein, und dass es letztlich doch um mehr geht als um ein veräußerlichtes Spiel, nämlich um ein Stück (kindlicher) Selbstfindung, das erkennt Axel in dem Maße, wie er hinter die Oberfläche blickt und ein erstes

Gespür für andere Religionen und Ethnien, besonders aber auch für Toleranz und Freundschaft, Verantwortlichkeit und (Selbst-)Respekt entwickelt. Das ist eine ganze Menge für einen komödiantischen Kinderspielfilm, der lustig ist, ohne sich über jemanden lustig zu machen, der liebenswert frech und ein wenig aufmüpfig daher kommt und dabei gleichzeitig Verständnis und Verständigung propagiert, ohne je harmoniesüchtig oder gar wirklichkeitsfremd zu sein.

Horst Peter Koll

Nenn mich einfach Axel

Kald mig bare Aksel

Dänemark 2002

Produktion	Zentropa
Produzentin	Kamilla Monies
Regie	Pia Bovin
Buch	Bo Hansen
Kamera	Jacob Banke Olesen
Musik	Poul Halberg
Schnitt	Molly Malene Stensgaard
Darsteller	Adam Gilbert Jespersen (Axel), Nour Abou El-Foul (Fatima), Nadia Boggild (Annika), Sarah Kjærgaard Boberg (Susanne), Jesper Lohmann (Richard), Sara Bovin (Mia)
Länge	85 Min.
FSK	o.A.
Anbieter	absolut MEDIEN

Ein Zehnjähriger aus einem dänischen Vorort nimmt während des Sommers an einem Gesangswettbewerb teil und lernt dabei zwei Mädchen kennen, u.a. eine Muslima, über die er in Kontakt mit dem Islam kommt. Fasziniert von dessen Ritualen, entwickelt der Junge nicht nur ein Gespür für andere Glaubensvorstellungen und Ethnien, sondern auch für Toleranz und Freundschaft, Verantwortlichkeit und (Selbst-)Respekt. Ein komödiantischer Kinderspielfilm, der lustig ist, ohne sich über jemanden lustig zu machen, der liebenswert frech und ein wenig aufmüpfig daher kommt und dabei gleichzeitig Verständnis und Verständigung propagiert, ohne je harmoniesüchtig oder gar wirklichkeitsfremd zu sein. – Sehenswert ab 8.



The Saddest Music in the World (Cinema Surreal/Al!ve)

Kanada 2003. Regie: Guy Maddin. Darsteller: Mark McKinney, Isabella Rossellini. FSK: ab 6.

Kanada 1933: Während der Großen Depression wird Winnipeg zur traurigsten Stadt der Welt gewählt, woraus eine beinamputierte Brauerei-Besitzerin Kapital schlagen will. Eine ebenso reiz- wie anspruchsvolle Mischung aus Drama, Musical, Romanze und Komödie voller Sprachwitz.

Vitus (SchwarzWeiss/Indigo)

Schweiz 2006. Regie: Fredi M. Murer. Darsteller: Teo Gheorghiu, Bruno Ganz. FSK: o.A.

Ein hochbegabter Junge, dessen Karriere als Pianist von seiner ehrgeizigen Mutter forciert wird, findet eine Rückzugsmöglichkeit bei seinem erdverbundenen Großvater. Mit märchenhaften Untertönen konventionell, aber wirkungsvoll und anrührend erzählte Geschichte einer Menschwerdung. – Sehenswert ab 12.

Die Verurteilten (Warner Home)

USA 1994. Regie: Frank Darabont. Darsteller: Tim Robbins, Morgan Freeman, Bob Gunton. FSK: ab 12.

Gewalt und Korruption in einem Gefängnis setzen ein unschuldig Verurteilter und ein Mitgefangener Kameradschaft und Hoffnung entgegen. Ein durch seine unspektakuläre Erzählweise beachtlicher Film. – Ab 16 möglich.

Full Metal Village (GMfilms)

Deutschland 2006. Regie: Sung-Hyung Cho. FSK: o.A.

Charmant-vergnügender Dokumentarfilm über das Dorf Wacken, dessen ländliche Stille jährlich vom weltgrößten Metal-Musikfestival unterbrochen wird. – Ab 14.

Ludwig II (Kinowelt Home Entertainment)

Italien/Frankr./Dt. 1972. Regie: Luchino Visconti. Darsteller: Helmut Berger, Romy Schneider, Trevor Howard. FSK: ab 16.

Leben und Leiden des „Märchenkönigs“ Ludwig II. Visconti gelingt es überzeugend, die rauschhafte Ästhetik des 19. Jahrhunderts zu beschwören und zugleich mehrfach kritisch zu brechen. – Sehenswert ab 16.

Der Verlorene (Kinowelt Home)

Deutschland 1951. Regie: Peter Lorre. Darsteller: Peter Lorre, Karl John, Renate Mannhardt. FSK: ab 16.

Ein Arzt wird 1943 wegen kriegswichtiger Forschungsarbeiten von der Gestapo daran gehindert, den Totschlag an seiner Braut zu sühnen. Zunehmend leidet er unter Zwangsvorstellungen und wird zum triebhaften Mörder, der erst nach Kriegsende seine Schuld „begleichen“ kann. Atmosphärisch dicht und quälend eindringlich gestaltetes, hervorragend gespieltes Drama. – Sehenswert ab 16.

Black Book (Warner Home)

Niederlande/Großbr./Dt./Belgien 2006. Regie: Paul Verhoeven. Darsteller: Carice van Houten, Sebastian Koch. FSK: ab 16.

Der Leidensweg einer niederländischen Jüdin während der Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen setzt sich auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs fort. Handwerklich perfekter Ausstattungsfilm um Krieg und Überleben, sexuelle Begierde und Gewalt. – Ab 16.



38 768

Schickt mehr Süßes

Von „Ferien auf Immenhof“-Romantik kann für die elfjährige Anjelica und ihre jüngere Schwester Lone nicht die Rede sein, als sie von der Mutter in den Sommerferien auf den Bauernhof des alten Ehepaars Hortensia und Rasmus geschickt werden. Mag die Mama auch wundervolle Kindheitserinnerungen an ihre eigenen Ferien auf dem Land haben: Für die Kopenhagener Großstadt-Mädchen ist schon die Vorstellung, den Sommer zwischen Schweinen, Hühnern und sonstigem Getier in der dänischen Pampa anstatt mit den Eltern in New York zu verbringen, nicht gerade attraktiv. Der erste Eindruck scheint ihre schlimmsten Erwartungen noch in den Schatten zu stellen. Der Hof ist mindestens so in die Jahre gekommen wie seine beiden Bewohner, und von den Klumpen und Fettagungen auf der frisch gemolkene Milch über den Mief des Hofhundes bis zu Rasmus' eigenbrütlerischem Habitus finden die Mädchen alles eher abstoßend als anheimelnd. Neugierig, wie sie sind, gehen sie aber schnell daran, alles Neue zu erkunden. Mit dem Kennenlernen wachsen Verständnis und all-

mählich Zuneigung, und als Lone und Anjelica erfahren, dass Rasmus und Hortensia von ihrem Hof vertrieben werden sollen, machen sie es zu ihrer Mission, den beiden zu helfen: Der Schweine-Knud, der auf dem benachbarten Hof eine „moderne“ Schweinezucht betreibt und dem das Land gehört, auf dem das baufällige Bauernhaus der beiden Alten steht, will das Paar ins örtliche Altersheim ausquartieren, um selbst expandieren zu können. Doch da hat er die Rechnung ohne die beiden Mädchen gemacht.

Cæcilia Holbek Trier ist eine ebenso freche wie zeitgemäße und kluge Version des klassischen Kinderbuch- bzw. Kinderfilmthemas „Ferien auf dem Land“ gelungen. Statt aus dem „einfachen“ Landleben eine zeitlose Idylle zu zaubern, die als pittoreske Alternative zum hektischen Stadtgetriebe erhalten muss, nutzt sie das Sujet, um einen turbulenten Clash zwischen Generationen und Lebensstilen anzuzetteln. Bei Hortensia und Rasmus läuft eben alles ganz anders, als es die Kinder kennen, und es ist für Jung und Alt im

wahren Wortsinn kein Zuckerschlecken, sich aneinander zu gewöhnen und sich gegenseitig zu akzeptieren – in ihren Briefen an die Mutter versäumt Anjelica denn auch nie, als Ergänzung zu der allzu frugalen Bauernkost um Care-Pakete mit den schmerzlich vermissten Süßigkeiten zu bitten. Auch zwischen Rasmus und Schweine-Knud, seinem jüngeren Verwandten, der sich mit seiner Massentierhaltung für weit fortschrittlicher hält als das alte Paar, brodeln Generationenkonflikte. Während sich Knud über die Borniertheit von Rasmus und den Zustand von dessen altertümlichem Hof beschwert, merkt er gar nicht, dass sein eigener Sohn Ole längst auch eigene Vorstellungen vom Leben hat, die sich von denen des Vaters beträchtlich unterscheiden. Die Reflexionen über das Miteinander verschiedener Altersstufen und den Einblick in konträre Arten der Tierzucht verpackt Cæcilia Holbek Trier in eine turbulente, gelegentlich deftige Geschichte, die nicht zuletzt durch ihren Witz und ihre Lakonie bestens unterhält, ihre Figuren jedoch stets auch mit großem Feingefühl behandelt.

Send mere slik

Dänemark/Schweden 2001

Produktion	Crone Film/Migma Film/Dänisches Filminstitut/Schwedisches Filminstitut
Produzentin	Nina Crone
Regie und Buch	Cæcilia Holbek Trier
Kamera	Morten Bruus
Musik	Joachim Holbeck
Schnitt	Kasper Leick
Darsteller	Ninna Assentoft Rasmussen (Anjelica), Marie Katrine Rasch (Lone), Bodil Udsen (Hortensia), Per Oscarsson (Rasmus), Claus Strandberg (Schweine-Knud), Mikkel Aas Mortensen (Ole)
Länge	76 Min.
FSK	o.A.
Anbieter	absolut MEDIEN (BERLINALE GENERATION)

Zwei Kopenhagener Großstadt-Mädchen müssen ihre Sommerferien auf dem baufälligen Hof eines alten Bauern-Ehepaars verbringen. Vom fremden, bisweilen recht derben Landleben zunächst mehr abgestoßen als fasziniert, wächst mit der Zeit ihr Verständnis für die beiden Alten, die schließlich als Ersatz-Großeltern „adoptiert“ werden. Als den Mädchen klar wird, dass diese von ihrem Hof vertrieben und in ein Altersheim abgeschoben werden sollen, stehen sie ihnen entschlossen zur Seite. Das populäre Sujet „Ferien auf dem Bauernhof“ wird ebenso humorvoll wie klug genutzt, um einen „Clash“ zwischen unterschiedlichen Generationen und Lebensweisen zu inszenieren und für ein tolerantes Miteinander zu plädieren. – Seenswert ab 6.

Vor allem in der Darstellung von Hortensia und Rasmus beweist die Filmemacherin bewundernswertes Geschick: Einerseits vermittelt sie genüsslich und humorvoll die Befremdung, die die gewöhnungsbedürftigen, bisweilen recht derben Sitten der alten Bauersleute bei den Stadtkindern wachrufen, jedoch werden sie nie als tüdelige Hinterwäldler und Witzfiguren missbraucht, sondern dürfen immer stärker eine ganz eigene Schönheit und Würde entfalten. Ob es nun um das Zusammenleben von Menschen mit Menschen oder Menschen und Tieren geht: Dass man jedem Zeitgenossen eine art- (und alters)gerechte „Haltung“ gönnen sollte, dass eigene Lebensentwürfe nicht blind und intolerant machen dürfen für diejenigen anderer, sondern die Basis sein können für die spannendsten Abenteuer, das zeigt „Schickt mehr Süßes“ auf äußerst herzliche Weise. **Felicitas Kleiner**



kam und sie es schließlich sei, die das Universum antreiben würde. Der deutsche Sprechertext füllt auch die restlichen 80 Minuten dazwischen mit mehr oder minder gelungenen Pointen. Fürs künstlerische Niveau sorgen derweil die souveräne Kamera und die Minimalmusik von Philip Glass. Während die Dokumentationen im Fernsehen inzwischen ein Verständnis der tierischen Sexualität fürs Überleben der Arten voraussetzt, ist im Kino mal wieder nur von der Schönheit die Rede.
Jörg Gerle

Animals in Love

Les Animaux amoureux
 Scope, Frankreich 2007

Produktion MC4 Prod./France 3 Cinéma/TF1 International/JMH
Produzent Jean-Pierre Bailly
Regie Laurent Charbonnier
Kamera Laurent Charbonnier, Thierry Thomas, Guy Sauvage, Jean Philippe Machioni, Christian Petron, Yves Lefevre, Richard Fitzpatrick
Musik Philip Glass
Schnitt Jacqueline Lecompte, Axelle Malavielle
Länge 85 Min.
FSK o.A.; f
Verleih Universum

Abendfüllend betrachtet der französische Kameramann in seinem Regiedebüt die mal eleganten, mal witzigen, zumeist originellen Balzrituale der Tiere, um sich nach marginalen Einsichten aufs Paarungsverhalten dem ansprechend in Szene gesetzten Nachwuchs zu widmen. Sex ist hier kein Thema, und wenn, dann allerhöchstens ein aseptisches Vergnügen. Die Dokumentation erschöpft sich in schönen Bildern und dem Versuch, im Off-Dialog Pointen für sie zu finden. – Ab 14.

38 826

Sweet Mud

Das Geräusch ist da, bevor Bilder zu sehen sind. Kein schönes Geräusch, ein leises Krachen und Splintern, wie schnelle Risse in der Wand. Kurz ist zwischen den Titeln zu Beginn die Auflösung zu sehen, ein Junge beißt in einen großen Lutscher und zermahlt die Bruchstücke zwischen seinen Zähnen. Es ist ein Bild vom Ende des Films, auch eine Metapher für das, was zum Schluss geschieht und nicht gezeigt wird. Kissen und Decke hinter dem Kopf des Jungen sind türkisgrün, sein Lutscher ist rot, das Hemd orange: Komplementär-farben, die im Verlauf immer wieder aufgegriffen werden.

Eigentlich gilt Dror Shaul in Israel als Spezialist für Komödien; in seinem ersten, 50-minütigen Film „Operation Grandma“ gewann er dem Leben im Kibbuz komische Seiten ab. Mit „Sweet Mud“ zeigt er vor dem gleichen Hintergrund, dass er auch das Melodrama beherrscht. Shaul, ebenso Drehbuchautor wie Regisseur seiner Filme, ist selbst im Kibbuz aufgewachsen. In „Sweet Mud“ rechnet er mit dem Leben in der Gemeinschaft nach sozialistischen Grundsätzen ab, was es wenig wahrscheinlich erscheinen lässt, dass der neue Film unter Kibbuzniks ähnlich wie „Operation Grandma“ als Kultfilm gehandelt wird. Es ist dabei nicht so, dass Shaul das Schöne und Positive verschweigt, wenn er das Ende der Kindheit in dem Co-

ming-of-Age-Drama des Jungen Dvir erzählt. Dvir lebt mit seiner Mutter und seinem großen Bruder in einem Kibbuz. Die Geschichte beginnt im Sommer 1974, vor staubgelben Feldern. Drachensteigen, Streiche, Geschwisterliebe, die erste Liebe – eingebettet in die vier Jahreszeiten als Zeitrahmen, innerhalb dessen sich der Film und damit Dvirs Erwachsenwerden erstreckt. Er schläft wie die anderen Kinder im Kinderhaus, seine Mutter besucht er meist tagsüber. Der Vater ist vor Jahren unter Umständen gestorben, die vor Dvir geheim gehalten werden. Seiner Mutter Miri geht es nicht gut, sie ist psychisch instabil; die Gemeinschaft reagiert auf ihre Andersartigkeit mit Zwangsintegration. Nach einem kurzen Glück mit ihrem neuen Freund aus der Schweiz, der bald aus der Gemeinschaft des Kibbuz ausgeschlossen wird, verfällt sie mehr und mehr in einsame Teilnahmslosigkeit. Schritt für Schritt beginnt Dvir, Verantwortung für seine labile Mutter zu übernehmen. Sehr zärtlich, so sentimental wie präzise schildert Shaul die Beziehung zwischen Mutter und Sohn. Der deutsche Kameramann Sebastian Edschmid findet bemerkende Bilder für die Unbeschwertheit der Kindheit wie für das Leiden, den Schmerz von Mutter und Sohn. Ganz weich gelingen ihm die Übergänge von Hell zu Dunkel, von Süß zu Bitter: Wenn Dvir mit seinem Freund in den Feldern heimlich raucht, sind die Aufnahmen sonnendurchflutet, die Gesichter erstrahlen im Licht. Wenn der Kran-



Sweet Mud

Adama Meshuga'at / Sweet Mud
 Israel/Deutschland/Frankreich/Japan 2006
Produktion Cinephil/Heimatfilm/Sirocco Prod./Tu Vas Voir Prod.
Produzenten Dror Shaul, Sharon Shamir, Bettina Brokemper, Philippa Kowarsky, Dror Shaul
Regie und Buch Sebastian Edschmid
Kamera Sebastian Edschmid
Musik Tsoof Philosof, Adi Rennert
Schnitt Isaac Sehayek
Darsteller Tomer Steinhof (Dvir), Ronit Yudkevitch (Miri), Henri Garcin (Sephan), Shai Avivi (Avraham), Gal Zaid (Shimshon), Sharon Zuckermann (Etty)
Länge 97 Min.
Verleih W-film

Israel im Sommer 1974: Ein Junge rettet seine psychisch labile Mutter vor der Zwangsintegration in einem Kibbuz, übernimmt selbst Verantwortung und hilft ihr, ihre Teilnahmslosigkeit zu überwinden. Eine im Grunde vertraute Geschichte über Pubertät, Selbstvergewisserung und Abnabelung, die freilich reizvoll die soziale Utopie des Kibbuz' dekonstruiert und die Konflikte in der israelischen Gesellschaft spiegelt. Ebenso nuancenreich wie die atmosphärische Lichtsetzung, Farb- und Bildkomposition ist dabei das Spiel der Hauptdarsteller. – Ab 16.

kenwagen Miri in die Psychiatrie fährt, erscheint die Landschaft im Morgengrauen wächsern erstarrt. Ebenso nuancenreich wie die atmosphärische Lichtsetzung, Farb- und Bildkomposition ist das Spiel der Hauptdarsteller Tomer Steinhof und Ronit Yudkevitch. Blicke, Andeutungen und Gesten, die manchmal ins Leere laufen, stützen die Dialoge oder strafen sie Lügen. „Sweet Mud“ ist im Grunde eine atmische Geschichte über Pubertät, Selbstvergewisserung, Abnabelung und Verantwortung, die durch den exotischen Hintergrund des Kibbuz, durch die Dekonstruktion einer Utopie gewinnt. Sie spiegelt nicht zuletzt im Privaten die Zerrissenheit, die Konflikte der israelischen Gesellschaft wider. **Julia Teichmann**